

Kachelofen-Geschichten

Chachelofe-Gschichtle

Erzählt auf der Halbinsel Hori am Bodensee –
teils in alemannischer Mundart

Entdeckungsbuch
und Mitmachheft
zum:

VORLESEN
BETRACHTEN
KREATIV SEIN



Kachelofen-Geschichten

Chachelofe-Gschichtle

Erzählt auf der Halbinsel HÖRI am Bodensee –
teils in alemannischer Mundart

Entdeckungsbuch
in zwei Bänden zum:

VORLESEN
BETRACHTEN
KREATIV SEIN

IMPRESSUM

1. Auflage 2020:

500 Exemplare

Copyright © 2020
Schülerfirma AJANTHA,
Realschule Donaueschingen

Herausgeber:

Eigenverlag Schülerfirma AJANTHA
Realschule Donaueschingen
Lehenstrasse 15
78166 Donaueschingen
www.rs-ds.de

Idee und Konzept:

Monika Wenger

Text:

Monika Wenger, Georg-Johannes Maier, René
Waltenberger, Rosmarie Kuhn, Marlene Langanke,
Margit Müller, Hans Flügel, Cornelia Lechler

Illustration:

Hans Müller, Pia Roshardt, Nelumi Udani, Gertrud
Mooser, Franziska Schenkel, Georg-Johannes Maier,
Albert Anker, Jennifer Straib, Katja Lutov, Ceren Akpolat,
Fanni Frank, Leny Pappenheim, Nargez Jafari, Caroline
Wiehl, Amelie Dold, Leonie Kurz, Anna Lippold,
Nicole Scherzinger

Fotografie und Scans:

Sarah Ritter, Hermann Maier, Georg-Johannes Maier,
Hannah Rosa Müller, Susanne Müller, Lotte Eckener,
Martina Bohner

Gestaltung und Layout:

Guido Widmer

Projektleitung:

Monika Wenger

Lektorat:

Katharina Matt

Korrektorat:

Vorname Name

Mitwirkung:

Hermann Maier, Rainer Beha, Maria Jakobi, Eginio Wenger,
Walter Möll, Rosmarie Maier, Ewald Gnädinger

plus alle Beteiligten vom Mitmachheft ...

Druck und Bindung:

Online-Druck GmbH, Krumbach

Alle Rechte vorbehalten:

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Dies gilt insbesondere für die Nutzung, Vervielfältigung und Speicherung in elektronischen Systemen und auf Datenträgern. Es ist deshalb nicht erlaubt, Abbildungen und Bildvorlagen dieses Buches zu scannen, in elektronischen Speichermedien oder auf Datenträgern zu speichern.

VORWORT

E

rzählungen und Märchen, Fabeln und historische Sagen, Gedichte, Reime und Sprüche faszinieren uns ein ganzes Leben lang: als Kind, in der Jugend, im Alter. Die Urgroßmutter erzählte sie einst den lauschenden Kindern am Kachelofen. Die Kinder wuchsen heran und gaben weiter, was ihnen im Gedächtnis haften blieb. Jeder Erzähler veränderte das Erzählgut ein wenig, fügte Motive hinzu oder änderte den Schluss und flocht regionale Details phantasievoll ein.

In diesem Sinne sammelten wir bei einem Schulprojekt mündlich überliefertes Erzählgut für Kinder im alemannischen Sprachraum, um dieses vor dem Vergessenwerden zu bewahren. Die Sammlung ergänzten wir mit fast verschütteter und nur noch vereinzelt auffindbarer Poesie des 19. Jahrhunderts, durch Märchen- und Sagenstoff früherer deutscher Sammler und durch Auszüge alter vergessener Kinderbücher.

Erzählgut ist etwas Lebendiges, das sich wandelt, wie wir uns wandeln. Deshalb haben wir Sprachstil, Orthografie und Interpunktion an die jetzige Zeit angepasst und durch alemannische Mundarttexte, lokale Gegebenheiten und Ortsnamen ergänzt.

Wir wünschen und hoffen, dass die Erzählungen dieses Buches nicht nur stille Leser, sondern auch Vorleser und Nacherzähler finden mögen.



INHALT

	Seite	Ortschaft
VORWORT	3	
AM KACHELOFEN	5	
Das Feuerhampelchen	6	<i>Bohlingen</i>
Der Nebelriese	8	<i>Radolfzeller Aach</i>
Wie der Bodensee und die Höri zu ihren Namen kamen	10	<i>Moos</i>
Anmerkungen zu den Erzählungen und Quellen	12	
AN EINEM KACHELOFEN IN IZNANG	14	
Das Bülle-Bäuerlein und der Teufel	16	<i>Iznang</i>
Warum die Hasen gespaltene Lippen haben	18	<i>Weiler</i>
Die Bankholzer Burgzwerge	20	<i>Bankholzen</i>
Hymne an die Zwiebel	25	<i>Bankholzen</i>
Anmerkungen zu den Erzählungen und Quellen	26	
AN EINEM KACHELOFEN AUF DEM SCHIENERBERG	28	
Anmerkungen zu den Erzählungen	32	
Das Bergdorf Schienen	34	<i>Schienen</i>
Der Chäppele-Johannes und die Rauhnächte	36	<i>Schienen</i>
Vom Gutseinwollen	40	<i>Schienen</i>
In der alten Schienemer Dorfschule	44	<i>Schienen</i>
Anmerkungen zu den Erzählungen und Quellen	48	
AN EINEM KACHELOFEN IN ÖHNINGEN	52	
Der Stoffel von Öhningen	54	<i>Öhningen</i>
Stoffel aufgepasst!	56	<i>Öhningen</i>
Die Mondfänger vom Untersee	57	<i>Wangen</i>
Anmerkungen zu den Erzählungen und Quellen	58	
AN EINEM KACHELOFEN IN HORN	60	
In Hemmenhofen brummts	62	<i>Hemmenhofen</i>
Künstler	64	<i>Gaienhofen</i>
Warum der Aal so aalglatt ist	66	<i>Horn</i>
Der Gemüsedieb	68	<i>Gundholzen</i>
Anmerkungen zu den Erzählungen und Quellen	70	

AM KACHELOFEN



rüher hatten alle Bauernhäuser einen behaglichen Kachelofen. Er war die wärmste Ecke, Arbeitsplatz und zuweilen auch Schlafgelegenheit. Vor allem aber war er der gemütlichste Ort im Haus.

Manche hatten einen besonders schönen Ofen mit Reliefkacheln, mit einer beheizbaren gekachelten Sitzbank, „Chunsch“ genannt, und einem Ofenbänkchen aus Holz davor. Über dem Ofen war Holzgestänge angebracht, um Wäsche zu trocknen oder Kleidung zu wärmen.

Die Hausschuhe und häufig auch die Nachthemden hat man im Warmhaltefach, welches man mit einem metallenen Ofentürchen öffnen konnte, vorgewärmt. Darin hat man auch die Reste vom Mittagessen aufgewärmt oder Birnen- und Apfelschnitze gedörft. Kirschkerensäckchen und Ziegelsteine wurden ebenso in diesem Fach warm gemacht und abends dann ins kalte Bett mitgenommen.

Angeheizt wurde der Ofen mit Reisigbüschel und Holz, meist von der Küche aus. So konnte die Bauersfrau sogar in der Heizkammer des Ofens Brot backen und die Wohnstube konnte rauchfrei beheizt werden. Die Chunsch wurde extra mit Rauch aus dem Feuer des Küchenherds warm gemacht.



An dunklen Winterabenden kamen alle Hausbewohner und manchmal auch Besucher an den warmen Ofen, setzten sich auf die Chunsch oder auf das Ofenbänkchen, erzählten sich wahre und weniger wahre Geschichten und spielten oder verrichteten ihr Handwerk. Wenn ein solcher Kachelofen davon erzählen könnte, was da im Winter so alles auf der Chunsch und dem Ofenbänkchen erzählt wurde, dann könnte man manche gemütliche Stunden verbringen.

Das Feuerhampelchen

In manch einem Kachelofen wohnten kleine Feuerhampelchen. Wenn man die Ofentür aufmachte und die rote Glut einem entgegenschlug, konnte man die rotgelben Feuerhampelchen deutlich hüpfen und springen sehen.

Hopp, hopp, immer durch die Flammen durch, hinüber und herüber. Manchmal machten die Kerlchen auch einen ganz schönen Krach. Mit Freude brachen sie die Holzstücke, die nicht gleich brennen wollten, knack, mittendurch und spuckten auf die Flammen, sodass sie sprühten und zischten.

Solch ein Feuerhampelchen hatten wir auch in unserem Kachelofen in Bohlingen. Der stand in der Wohnstube unserer alten Mühle an der Aach. Aber wir hatten nicht nur ein Feuerhampelchen, sondern auch Mäuse. Viele Mäuse!

Einmal musste ich sogar eine Mäusefalle aufstellen. Im Eckschrank der Wohnstube, indem wir gewöhnlich unser Brot aufbewahrten, hatte dieser nämlich ein ganz verdächtiges Loch gehabt.

„Mit Speck fängt man Mäuse“, dachte ich und briet ein Stück Speck schön knusprig und legte es in die Falle. Am anderen Morgen aber war der Speck weg, die Falle zu und von einem Mäuschen nichts zu sehen.

„Das ist komisch“, dachte ich. Ich machte ein neues Stück Speck zurecht und stellte die Falle zum zweiten Mal auf. Aber das gleiche war passiert. Der Speck war weg, das Mäuschen nicht zu sehen und die Falle zu! Das ging nicht mit rechten Dingen zu!

In einer Vollmondnacht beschloss ich schließlich, mich zusammen mit meiner Schwester auf die warme Ofenchunscht zu legen und abzuwarten. In der Falle lag wieder ein saftiges Speckstückchen. Die Wanduhr schlug zwölf, der Vollmond schien hell ins Zimmer und malte einen großen weißen Fleck auf den Stubenboden. Taps, taps, da hörten wir endlich Trippelschritte. Tatsächlich sahen wir ein Mäuschen, aber es war nicht alleine. Es hatte unser Feuerhampelchen dabei. Dieses ging an die Mäusefalle, hielt mit seiner ganzen Kraft das Fallbrettchen hoch, sodass das Mäuschen den Speck stibitzten konnte.

Als die Maus außer Gefahr war, ließ das Kerlchen vorsichtig das Brettchen wieder fallen. Anschließend verspeisten sie gemeinsam den Leckerbissen.

Danach hampelten sie übermütig in der Stube herum. Die Maus lief ihrem Spielkameraden blitzschnell durch die Beine. Rechtsherum, linksherum, sprang ihm unversehens über den Kopf, wieder durch die Beine hindurch und lief anschließend davon. Dann begann ein tolles Fangen. Sie jagten sich über Stuhl und Tisch, von der Vorhangstange aufs Fensterbrett, von dort aus auf die Sofalehne oder quer über die Kommode, bis sie sich endlich gefangen hatten und müde waren.





Bald aber tobten sie wieder wie vorher. Das dauerte so eine gute Stunde, bis der Mond der aufgehenden Sonne wich und die Maus und das Feuerhampelchen im Ofen verschwanden – ganz hinten in der Ecke, bei der schon lange unten eine Kachel fehlte.

Na, nun wussten wir Bescheid. Wir dachten lange darüber nach, was wir tun könnten, um unser Brot zu schützen und gleichzeitig den beiden kein Leid zufügen zu müssen. Meine Schwester fragte unseren Mühlekatzen um Rat, aber der mochte keine Feuerhampelchen.

Ich fragte unseren Mühlehund um Rat, aber der mochte keine Mäuse und somit machte ich mich selbst an die Arbeit.

In unserer kalten Scheune bastelte ich, mit klammen Händen und aus meiner alten Schultafel, eine alte Ofentür.

Diese befestigte ich am Ofen, ganz hinten in der Ecke, wo eben schon lange eine Kachel fehlte. Mit meinem angenagten Griffel schrieb ich in krakeliger Schrift „Bitte nicht öffnen!“, auf die Schiefertafel.



Doch ab und an legte ich doch noch ein Stückchen Speck hinter die neu gebastelte Ofentür. Der Speck verschwand jedes Mal aufs Neue, aber die Maus mit dem Feuerhampelchen habe ich seit jener Nacht nie mehr wiedergesehen.



Nebeltage entlang der Radolfzeller Aach konnten manchmal ziemlich dunkel, nass, kalt und gruselig sein. Es waren jene Schlechtelaunetage, an denen nichts klappte und jeder am liebsten mit jedem streiten wollte. Und da half nur eines: Runter von der warmen Ofenchunsch und raus in den Nebel, um den Nebelriesen zu suchen.

Der Nebelriese wohnt in einer unergründlichen, tiefen Stelle im Bodensee, welche auch in klirrendkalten Nächten niemals zufriert. Aber an Nebeltagen treibt er sich ab und an auch im Bohlinger Aachried und zwischen den Ortschaften Bohlingen und Moos herum, denn er liebt die windungsreiche Aach und die stolzen Kegelberge des Hegaus.

Warm eingepackt stieg ich mit Hans und Grete nach einem kräftigen Fußmarsch durch das 'Tor zur Höri', welches einen schon beim Durchgehen von grauen Gedanken, Streitlust und gemeinen Wetterlaunen befreit. Es war, als verwandelte das Tor alle bösen Geister, die für Schlechtwetterlaunen sorgten, in Gutelaunezauberer.

Mutig schritten wir weiter Richtung Moos und versanken augenblicklich in der grauen Nebelwelt. Wir konnten unseren Augen nicht mehr trauen, denn Farben und Konturen verschwammen. Vielmehr erwachten unsere Ohren. Sie registrierten die Stimmen der Natur, denen wir sonst keine Beachtung schenkten: Dem Ächzen des düsteren Krähenschwarms im Baumgeäst, dem leisen Wispern im Aach-Schilf und dem Klageruf von irgendwoher.

Und da sahen wir ihn plötzlich, den Nebelriesen, der in feuchtkalte Nebelfäden eingehüllt war. Er strich um einen kochenden Kessel herum, der große Nebelschwaden mit klitzekleinen Wassertröpfchen Richtung Himmel schickte. Seinen langen, weißen Bart zog er in wallenden Strähnen hinter sich her.

Doch das Besondere am Nebelriesen war, dass er eigentlich ganz klein war. Kam er einem aber im Nebel entgegen, wurde er immer größer und größer und wirkte schließlich riesenhaft. Entfernte man sich wieder von ihm, wurde er kleiner und kleiner, bis er schließlich ganz verschwand. Dies war auch der Grund, warum wir und andere Kinder den Nebelriesen bisher nicht gesehen hatten.

Außer Nebelmachen hatte der Riese aber eine weitere, ganz besondere Aufgabe: Er wachte über die Zeit, denn im Nebel geht jedes Zeitgefühl verloren.

Hat man sich im dichten Nebel verlaufen, scheint die Zeit still zu stehen und dann hat man Glück, wenn man ihn trifft, den Nebelriesen. Er hilft einem wieder auf den rechten Weg.

Hans und Grete gingen ängstlich in die Hocke, nur ich blieb mutig stehen.

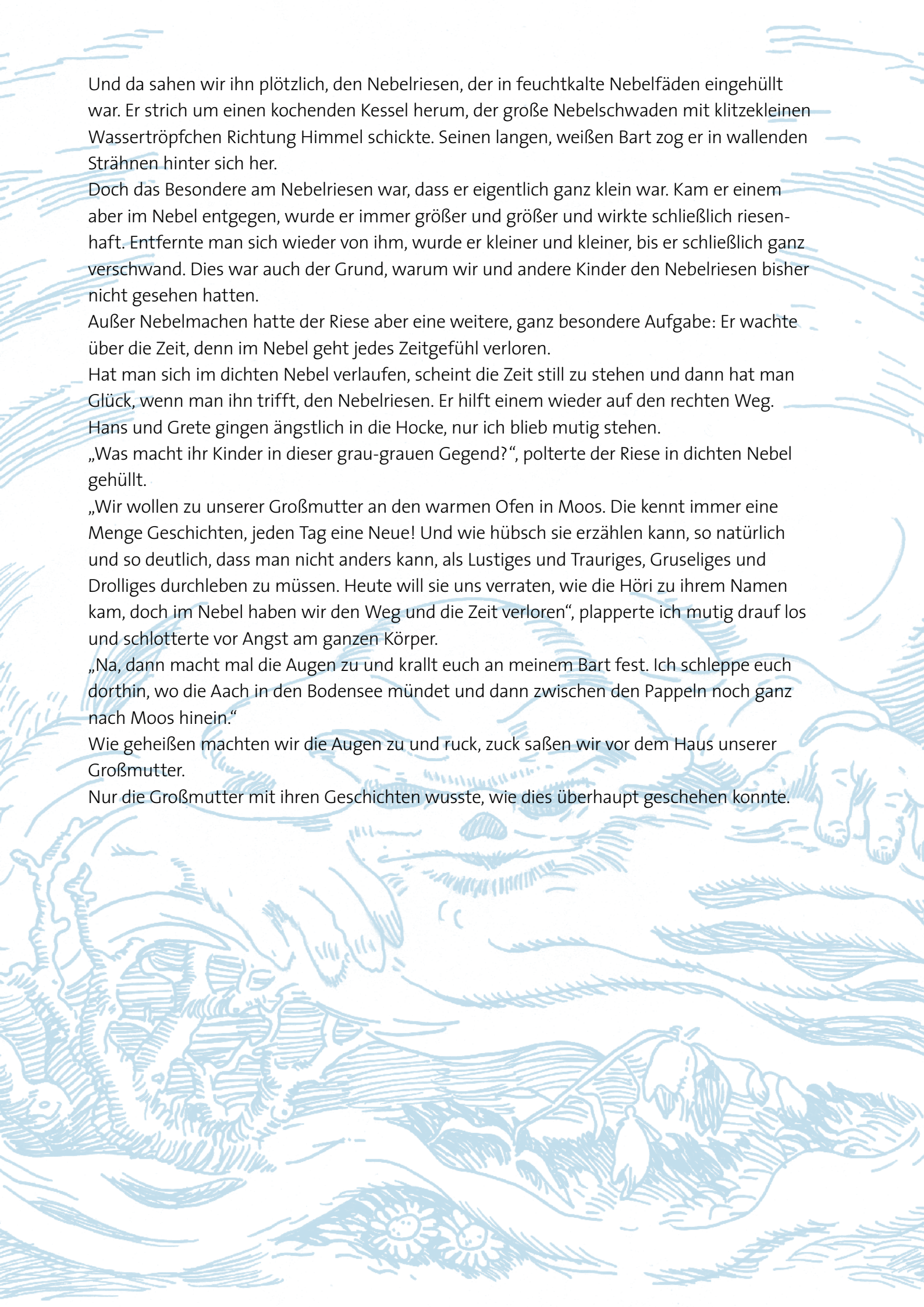
„Was macht ihr Kinder in dieser grau-grauen Gegend?“, polterte der Riese in dichten Nebel gehüllt.

„Wir wollen zu unserer Großmutter an den warmen Ofen in Moos. Die kennt immer eine Menge Geschichten, jeden Tag eine Neue! Und wie hübsch sie erzählen kann, so natürlich und so deutlich, dass man nicht anders kann, als Lustiges und Trauriges, Gruseliges und Drolliges durchleben zu müssen. Heute will sie uns verraten, wie die Höri zu ihrem Namen kam, doch im Nebel haben wir den Weg und die Zeit verloren“, plapperte ich mutig drauf los und schlotterte vor Angst am ganzen Körper.

„Na, dann macht mal die Augen zu und krallt euch an meinem Bart fest. Ich schleppe euch dorthin, wo die Aach in den Bodensee mündet und dann zwischen den Pappeln noch ganz nach Moos hinein.“

Wie geheißen machten wir die Augen zu und ruck, zuck saßen wir vor dem Haus unserer Großmutter.

Nur die Großmutter mit ihren Geschichten wusste, wie dies überhaupt geschehen konnte.



Wie der Bodensee und die Höri zu ihren Namen kamen

„Der Bodensee“, erzählte uns Oma Lene, nachdem wir mit einer heißen Tasse Schokolade bei ihr am warmen Kachelofen in der Ortschaft **Moos** saßen, „heißt bei manchen

Lac de Constance
Lake of Constanze



Lago di Constanza
oder Schwäbisches Meer –

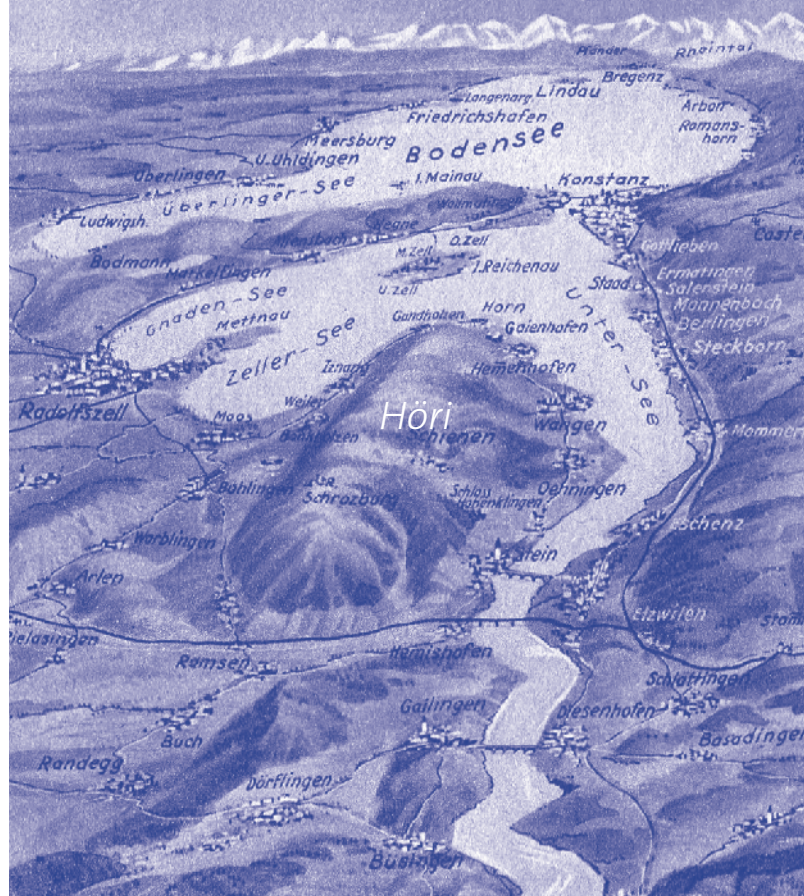
je nachdem, wer draufschaut. Doch eigentlich weiß es keiner von denen so recht. Der Ursprung des Namens liegt darin begründet, da der Bodensee keinen Boden hat. Man ließ einmal in einem Fass einen Mann hinab, immer tiefer und tiefer, ohne dass er den Boden des Sees sehen konnte. Plötzlich hörte er eine tiefe Stimme: „Ergründ’st du mich, so verschling ich dich!“ Und da man das Fass mit dem Mann schnell wieder nach oben gezogen hatte, kam er mit dem Schrecken davon. Aber warum der Bodensee so heißt, weiß tatsächlich nur Gott, denn er hat den Bodensee und unsere Halbinsel Höri mit ihrer landschaftlichen Schönheit erschaffen. Und die Geschichte von der Höri will ich euch nun erzählen.



Hans Müller: Blick vom Hegaublick auf den Bodensee

Wie die Höri zu ihrem Namen kam

Als Gott die Welt erschuf, formte er zuerst die Kontinente, die hohen Berge, die großen Flüsse und die Seen. Am Ende seiner Schöpfung hatte er noch eine handvoll Erde übrig und er überlegte lange, was mit dem Rest geschehen sollte. Schließlich streifte er ihn, wie der Bäcker den Teig, von den Fingern und schleuderte ihn hinunter in den Hegau, wo er als ungeformter Erdenkloß im Untersee liegen blieb. Dieses Fleckchen Erde sollte sein Meisterwerk werden und alle Schönheiten der Welt zeigen.



So formte er zuerst liebevoll die weiche Kontur einer Halbinsel und tastete vorsichtig die Wölbung des Schienerbergs ab. Er legte grüne Wiesen unter die Wälder und bestückte diese mit bunten Blumen aller Art. Aus seiner Spielzeugschachtel nahm er ein Häuschen nach dem anderen und stellte sie in Gärten und üppige Felder. Beinahe alle Farben seiner Palette verwendete der Herr für dieses Stück Land. Strahlendes Weiß und

zartes Rosa nahm er für die Blüten der Obstbäume. Die Bäche umsäumte er mit dem sonnigen Gelb der Dotterblumen und den Gärten schenkte er das Rot der Rosen, das Orange der Ringelblumen und das Lila des Flieders. Dem Bodensee aber, der dieses Kleinod umschließen durfte, ließ er eine Farbe, die bald wie blau, bald wie grüne Seide schimmerte.

Als er endlich des Malens müde geworden war, schenkte er der Halbinsel noch die Höri-Zwiebel, „Bülle“ genannt. Gott sah sich das Geschaffene noch einmal prüfend an. Sein letztes Werk schien so gut gelungen, dass er voll Stolz und Begeisterung im breiten alemannischen Dialekt rief:

„Etz höri – uff!“

So also ist die Höri, entgegen der Meinung nüchtern denkender Geschichtsforscher, zu ihrem Namen gekommen.

Unser Erzählgut besteht aus Erzählungen, Märchen, Fabeln sowie historischen Sagen, Gedichte, Reime und Sprüche. In den Anmerkungen zu diesen werden aufgeführt:

- die Sammler (wenn bekannt auch die Erzähler)
- die frühesten uns bekannten Quellen
- Worterklärungen von Dialektausdrücken und Hinweise zu Ortsbezeichnungen

Die Idee zu den Kachelofengeschichten mit Mundarttexten bekamen wir durch das Buch Müller u.a. (1998): *So isch's gsi z' Bankleze, Bankholzen*. Dort wird auf S. 127 das Geschehen um den Kachelofen genau beschrieben.

Anmerkung zu den Kachelöfen

Alte Kachelöfen sind in den Bauernhäusern nur noch vereinzelt zu finden. Häufig wurden sie abgerissen und durch neue Exemplare oder Ölheizungen ersetzt. Deshalb haben wir bei den alten Meistern der bildenden Künste Kachelofenmotive gesucht und gefunden. In unserem Buch verwendeten wir besonders schöne Kachelofenbilder von dem schweizer Maler Albert Anker (1831–1910). Kachelöfen wurden früher regional sehr unterschiedlich gebaut. In diesem Buch haben wir auf eine exakte Zuordnung vom Kachelofenbild zur Region verzichtet.

Der Bodensee ist ein großer See im Alpenvorland zwischen Deutschland, Österreich und der Schweiz. Der vom Fluss Rhein gespeiste See besteht aus zwei miteinander verbundenen Teilen, dem größeren „Obersee“ im Osten, dem „Überlinger See“ im Westen und dem „Untersee“, der über den schmalen „Seerhein“ angebunden ist.

Einen besonders schönen Blick auf den westlichen Bodensee hat man von der Region Hegau mit ihrer Vulkan- und Burgenlandschaft.

Die deutsche Bezeichnung „Bodensee“ gibt es wahrscheinlich seit der Karolingerzeit, abgeleitet von der Pfalz Bodmann am Überlinger See. Zuvor wurde auch der Begriff „Lacus Brigantinus“, also Bregenzersee, benutzt.

Die Sage mit dem Fass entnahmen wir dem Buch: Sepp, Johann Nepomuk (1876): *Altbayerischer Sagenschatz*, München.

Die Höri ist eine Halbinsel im westlichen Bodensee zwischen dem schweizerischen „Stein am Rhein“ und dem deutschen „Radolfzell“. Die höchste Erhebung ist der „Schienerberg“.

Diese Halbinsel ist in drei Gebiete unterteilt:

- Die „Vordere Höri“ mit der Gemeinden Moos und den Ortsteilen Bankholzen, Iznang, Weiler. Die Vordere Höri wurde aufgrund ihres reichen Anbaus von Gemüse, besonders Zwiebeln, vom Volksmund auch „Zwiebelhöri“ genannt.
- Die „Mittlere Höri“ mit der Gemeinde Gaienhofen und den Ortsteilen Horn, Gundholzen und Hemmenhofen.
- Die „Hintere Höri“ mit den Gemeinden Öhningen und den Ortsteilen Wangen und Schienen.

Der Name der Höri hat eine historische Bedeutung. Er weist auf die einstige Zugehörigkeit der Halbinsel hin. Seit dem 8. Jahrhundert gehört sie zum karolingischen Königsgut der fränkischen Pfalz Bodmann am Überlinger See hin und seit dem 11. Jahrhundert zum ehemaligen Bistum Konstanz. Viele Menschen sprechen auf der Höri noch gerne die alemannische Mundart, die sich von Dorf zu Dorf im Dialekt unterscheidet.

Das Feuerhampelchen:

Dieses Märchen haben wir abgewandelt und frei nach dem Märchen von Paula Dehmel nacherzählt. Paula Dehmel (1862–1918) schrieb Gedichte und Märchen für Kinder und war die Schwester von Franz Oppenheimer. Entdeckt haben wir das Märchen als Hörspiel auf der Homepage <https://www.vorleser.net/ueber-uns.html>

Der Nebelriese:

Die Idee zu der Figur des Nebelriesen kam uns durch die Sage des Nebelmännles. Das Nebelmännle gibt es am Nordufer des Bodensees, vor allem bei Bodmann und am Federsee. Dies ist ein großer See auf halber Strecke zwischen Bodensee und Ulm.

Wie der Bodensee und die Höri zu ihren Namen kamen:

Die Legende erzählten wir frei nach dem Buch von Rieple, Max (1957): *Die vergessene Rose*, Verlag Stähle & Friedel, Stuttgart.



Die alte Mühle im Jahre 1853

In der alten Bohlinger Mühle an der Aach wurde über viele Generationen heimisches Getreide zu Mehl gemahlen. 1750 wurde sie als Zwangsmühle des Bischofs von Konstanz gebaut und betrieben. Der Mühlenzwang sprach zu damaliger Zeit den Grundherren das alleinige Recht zum Bau und Betreiben einer Mühle zu. Der Mühlenzwang verpflichtete somit alle Bauern der Vorderen Höri, ihr Getreide ausschließlich dort mahlen zu lassen und sicherte somit dem Müller über Jahrhunderte gleich bleibende Einkünfte.



Alter Getreidesack

Worterkklärungen

Chunsch: Beheizte Sitzbank des Kachelofens

Hegau: Hegau hieß ein historischer Gau des Herzogtums Schwaben, nordwestlich des Bodensees im Süden des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg.

Bohlingen: Das Dorf Bohlingen liegt im südlichen Hegau und ist ein Stadtteil von Singen (Hohentwiel) im Landkreis Konstanz in Baden-Württemberg. Bohlingen wird zur Untersee-Halbinsel Höri gezählt.

Bohlinger Aachried: Ist ein Naturschutzgebiet auf der Gemarkung Bohlingen.



Bohlingen früher

Die Aach: Die Aach ist ein 32 km langer Fluss, der sich von der Aachquelle aus durch den gesamten Hegau schlängelt. Sie mündet als viertgrößter Zufluss in den Bodensee. Die Mündung befindet sich zwischen Radolfzell am Bodensee und Moos im Nordwestteil des Untersees.

Tor zur Höri:

Der zu Singen (Hohentwiel) gehörende Ortsteil Bohlingen wird ebenfalls zur Höri gezählt und die Gegend bis Moos als „Tor zur Höri“ bezeichnet.

Moos:

Der Name ist vom Althochdeutschen *mos* = Moor abgeleitet.

Moos ist eine Gemeinde auf der vorderen Höri im Landkreis Konstanz in Baden-Württemberg, Deutschland. In Moos findet jährlich im Juli eine Wasserprozession statt, um ein altes Gelöbnis zu erfüllen. 1796 grassierte eine verheerende Viehseuche in Süddeutschland. In ihrer Not pilgerten die Mooser Bürger nach Radolfzell und riefen drei heilige Hausherren um Hilfe an. Nachdem sie von der Viehseuche verschont geblieben waren, gelobten sie, alljährlich nach Radolfzell zu pilgern.

In den frühen Morgenstunden steigen die Pilger aus Moos in die geschmückten Ruderboote, voran das Führboot mit dem Pfarrer aus Moos. In Radolfzell werden sie von den Radolfzeller Bürgern, Würdenträgern und Geistlichen in Empfang genommen und in einer feierlichen Prozession zum Radolfzeller Münster geleitet.

Literatur- und Bildquellen

Bilder: Umschlag, S. 3 und 7: Schweizer Künstler Albert Anker (1831–1910)

Bild von Höri 1900: Urheber: Eugen Felle – Ansichtskarte, signiert E. Felle Uploaded to de.wikipedia by de:User:Enslin and marked PD., gemeinfrei, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=646149>



Albert Anker, Schreibendes Mädchen



AN EINEM KACHELOFEN IN IZNANG



rüher besuchte der Wunderdoktor Franz Anton Mesmer gerne seine Freunde und Verwandte in Iznang und erzählte ihnen Sonderbares. Mesmer behauptete nämlich, dass Menschen, die besonders magisch veranlagt seien, infolge ihrer starken magnetischen Kräfte in der Lage wären, andere Menschen von allen möglichen Leiden zu befreien. Diese Menschen könnten in kurzer Entfernung mit den Händen über den Körper streichen und so ein magnetisches Feld erzeugen. Mesmer erreichte bei seinen Behandlungen vielfach, dass die von ihm mit seinen magnetischen Strichen behandelten Personen in einen Schlaf fielen. Im Schlaf könnte das stockende Lebensfeuer im Körper des Kranken wieder zum Fließen gebracht werden, behauptete er.

Daher wollte ein wehleidender Bauer in Iznang diese Behauptung eines Tages testen. Gegen Abend saß er mit seiner Familie in der gemütlichen Wohnstube. Durch den Kachelofen war der Raum wohlig erwärmt und ein dämmriges Licht drang durch die Fensterscheiben. Während seine Tochter Mariele beim Licht einer Funzel noch Hausaufgaben auf ihre Schiefertafel kritzelte, legte sich der Bauer langgestreckt auf die Kachelofen-Chunscht. Seine Frau, der man magische Kräfte nachsagte, strich ihm, wie von Mesmer gehört, über den Körper. Und tatsächlich fiel der Mann nach einiger Zeit in einen unruhigen Schlaf.

Er träumte, begleitet von krampfhaften Zuckungen, von Hunden und Hasen in Weiler, von Zwergen in Bankholzen und vom Teufel in Iznang.



Es war einmal ein kluges und verschmitztes Bülle-Bäuerlein, von dessen Streichen viel zu erzählen wäre. Die schönste Geschichte ist aber jedoch, wie er den Teufel einmal dran gekriegt und zum Narren gehalten hatte. Das Bülle-Bäuerlein hatte eines Tages seinen Acker in Iznang bestellt und rüstete sich zur Heimfahrt, als die Dämmerung schon eingetreten war. Da erblickte es mitten auf seinem Acker einen Haufen feuriger Kohlen und als er voll Verwunderung näher trat, so saß oben auf der Glut ein kleiner schwarzer Teufel. „Du sitzt wohl auf einem Schatz?“, rief das Bäuerlein neugierig. „Jawohl“, antwortete der Teufel, „auf einem Schatz, der aus mehr Gold und Silber besteht, als du in deinem ganzen Leben gesehen hast.“ „Der Schatz liegt auf meinem Feld und gehört mir“, forderte das Bäuerlein und machte ein ganz ernstes Gesicht.

„Er gehört dir“, entgegnete der Teufel, „wenn du mir zwei Jahre lang die Hälfte von dem gibst, was auf deinem Acker wächst. Geld habe ich genug, aber ich habe Verlangen nach den Früchten der Erde.“

Das Bäuerlein ging auf den Handel ein und fügte noch hinzu:

„Damit kein Streit bei der Teilung entsteht, so soll dir gehören, was über der Erde ist und mir, was unter der Erde ist.“

Dem Teufel gefiel das wohl, aber das listige Bäuerlein hatte Höri-Zwiebeln gesät, auch Bülle genannt. Als nun die Zeit der Ernte kam, so erschien der Teufel und wollte seinen Anteil holen. Er fand aber nichts als das gelbe welke Zwiebelaub über der Erde. Und das Bäuerlein, ganz vergnügt, grub seine Bülle aus. „Einmal hast du den Vorteil gehabt“, sprach der Teufel, „aber für das nächste Mal soll das nicht gelten. Dein ist, das über der Erde wächst und mein, was darunter ist.“



„Mir auch recht“, antwortete das Bülle-Bäuerlein verschmitzt. Als aber die Zeit der Aussaat kam, säte das Bäuerlein nicht wieder Bülle, sondern Ackersalat.

Als die grünen Rosetten erntereif waren, ging das Bäuerlein auf seinen Acker und schnitt die zarten Pflänzchen knapp über dem Wurzelansatz ab.

Als der Teufel kam, fand er nichts als grüne Stoppeln. Wütend hüpfte er auf dem Feld herum und sprang schließlich fluchend in den Bodensee hinein.

Dort verschwand er auf Nimmerwiedersehen, in der Unterwelt.

„So kann man den Teufel an der Nase herumführen“, sprach das Bäuerlein und holte sich den Schatz.

Alemannische Mundart:

S'Büllebüürli und de Deufel

S'war emol ä gschied und veschmitzt Bülle-Büürli, vu dem siene Ströerch het me vill zum vezelle. Aber die schönscht Gschicht isch, wien'er de Deufel dra brocht und zum Narre ghalte hät.

Des Bülle-Büürli hät ame schöne Dag sin Acker z'Üzne aapflanzt und hät erscht homgfahre welle wo's scho am zuenachte war. Do hät er gsenne, dass mitte uf em Acker än Huufe glühnigi Chole wared und isch dört ani glofe und sieht zu sienere Vewunderung än chlene schwarze Deufel uf denne Chole hocke.

„Hockesch du uf eme Schatz?“ rüeft des Büürli wunderfitzig.

„Ja woll“ war die Antwort vum Deufel, „uf eme Schatz, der us meh Gold und Silber isch, wie du i dim ganze Lebe gsenne häsch.

„Der Schatz liet uf mim Acker, der ghört mir“, hät des Büürli gforderet und hät ä ganz ernscht Gsicht gmacht.

„Er ghört dir“, hät de Deufel gsoet, „wenn du mir zwoe Johr des giesch wa uf dim Acker waast. Geld han'i gnueg, aber ich ha s'Velage noch dem Gmues wa's uf dere Welt giet.“

S'Büürli goht uf den Handel ii und soet no dezue: „Dass es kon Streit bim Toelet giet,

soll dir ghöre wa über em Bode isch und mir wa under em Bode gwaase isch.

Dem Deufel war des rät, aber der grisse Buur hät Höri Bülle gsät! S'war denn Ziet zum Ernde, do chunt de Deufel und will sin Toel holer. Der hät aber nünt anders me gfunde as s' düür Büllerohr, über em Bode. Während des Büürli ganz vegnüegt sin Bülle use doe hät.

„So, oemol häsch du de Vortell gha“, hät de Deufel gschimpft „aber s'nöscht Mol gilt des it! Des wa über em Bode waast ghört dir, und wa drunder isch ghört mir!“



„Mir au rät“ soet de Büürli ganz verschmitzt. Im nöschte Johr hät des Büürli kon Bülle gsät, des Mol chunt Ackersalat uf der Acker.

Im Herbst holt des Büürli die gröene Stöckli vu dem Ackersalat, er schniet sie knapp über de Wurzele ab. De Deufel chunt und findt bloß no gröeni Stoppeln und d'Wurzele. Voller Zorn juckt der uf em Acker umenand und fluerchet und juckt in See. Dört isch er verschwunde uf Nimmerwiedersehen, i de Unterwelt.

„So chame de Deufel und die wo ko Ahnung hond a de Nase ume führe“, hät des Büürli gsoet und hät sin Schatz gholt.

Warum die Hasen eine Lachfalte in der Oberlippe haben

Es war vor langer Zeit, da hatten die Hasen noch keine senkrechte Lachfalte in der Oberlippe, und sie konnten auch nicht so lustig mit den kleinen Nasen wackeln.

Aber wie heute, so waren sie auch damals wehrlose Geschöpfe, die von jedem stärkeren Tier gejagt wurden. Bei der Flucht konnten sie sich nur auf die Schnelligkeit ihrer Läufe verlassen.



So kam es, dass der große Bobby und der schnelle Sam, die beiden Hunde von Weiler, eines Tages beschlossen auf Hasenjagd zu gehen. Ihre Herrchen liebten nämlich zarten Hasenbraten über alles.

Doch Meister Lampe, der älteste der Weiler Feldhasen, belauschte die zwei Hunde und rannte zitternd zum Krautacker, wo die ganze Hasensippe wohnte.

Völlig außer Atem setzte er sich auf einen Baumstumpf, wackelte mit den langen Löffeln und rief den jüngeren Feldhasen zu: „Wir müssen uns alle fürchten, aber niemand fürchtet sich vor uns!“ Der erfahrene Feldhase, dessen Hinterkeulen und Flanken schon manches graue Haar zeigten, horchte und schaute gehetzt um sich.



„Selbst die kleinsten Knirpse jagen uns hinterher. Und nun werden wir, einer nach dem anderen, von den Weiler Hunden getötet. Lieber rennen wir Hasen zum Bodensee und ertränken uns. Sterben müssen wir ja sowieso!“



Nachdem die Hasen Meister Lampes Beschluss beratschlagt und in der Not für gut befunden hatten, setzten sie sich klagend und murrend in Reih und Glied. Mit Lampe an der Spitze begannen sie dann über die Äcker mit Bülle, Kraut und Rüben zu rennen. Haken schlagend, immer auf den Bodensee zu.

Wie die Hasenmenge dahin stürmte, machte sie einen ganz gewaltigen Eindruck auf die nahenden Weiler Hunde. Diese erschranken gar sehr, denn so viele Hasen hatten sie noch nie zusammen gesehen. Sie fürchteten von den Langohren überrannt zu werden und liefen, was die Beine hergeben wollten, immer vor dem Hasenzug her. Bellend nahmen sie schließlich Reißaus.

Während die Hasen am Ufer des Bodensees ankamen, weidete dort eine Schafherde. Als die Schafe die Hasen herankommen hörten, erschranken sie ebenfalls so sehr, dass sie Hals über Kopf davonrasten. Der Hirt mit dem Hund hintendrein. Als die Hasen das sahen, blieben sie stehen und brachen in lautes Gelächter aus und Meister Lampe rief:

„Hurra, wir brauchen uns nicht zu ertränken! Die Hunde, Schafe und Menschen, denen wir begegnet sind, liefen von uns davon. Wir brauchen keine Furcht mehr vor ihnen zu haben, wenn sogar die Stärksten unter ihnen Reißaus nehmen!“

Da machten auf Lampes Kommando alle Hasen Männchen und lachten so kräftig, dass ihnen in der Mitte der Oberlippe eine senkrechte, tiefe Lachfalte stehen blieb. Dann stoben sie alle zu ihrem Krautacker zurück.

Meister Lampes Sippe erfreut sich bis zum heutigen Tag eines lustigen Lebens. Jeder Hase macht, wenn er an den Bodensee kommt, Männchen, wackelt mit der Nase und schlägt einen großen Haken, weil er sein Leben liebt und vom Schwimmen nichts hält.



Die Bankholzer Burgzwerge

Im Haus vom „Goeßbockmoler“ in Bankholzen war heute Backtag. Wie überall auf der Höri wurde auch hier einmal wöchentlich Brot gebacken.

Während der Goeßbockmoler den Bankholzern die Wohnzimmer neu strich und bei der Gelegenheit entweder hinter dem Schrank oder hinter dem Ofen einen Goeßbock hinmalte, war seine Frau vormittags mit der Stallarbeit, mit dem Heizen vom Ofen und dem Kneten des Brotteigs vollauf beschäftigt. Somit hatte sie keine Zeit, auch noch das Mittagessen zu kochen. Deshalb legte sie einfach einen Scheit Holz mehr in den Ofen, stellte etwas mehr Teig her und rollte aus diesem Fladen aus.



Des isch än Goeßbock

Diese Fladen, auf der Höri „Dünne“ genannt, belegte sie an diesem Tag mit klein geschnittenen und gedämpften Zwiebeln, den „Höri-Bülle“, und bestrich den Belag mit Sauerrahm, welcher mit Eigelb und Salz vermischt war.

Besonders gern mochte die Frau vom Goeßbockmoler die bauchigen, hellroten Höri-Bülle, denn diese haben ein zartes Aroma und eine milde Schärfe. Mit kräftigen Armen schob sie die Glut im Ofen zurück und buk mehrere Bülle-Dünne auf dem Steinboden des Ofens, bis sie schön knusprig waren. Erst danach hatte der Ofen die richtige Hitze für das Brotbacken.

Nach getaner Arbeit setzte sich die Familie an den Mittagstisch, welcher nah am Ofen stand. Durch den Duft der Bülle-Dünne fielen dem Goeßbockmoler alte Bülle-Geschichten ein, die er als Kind von seiner Tante gehört hatte:



D'Banklezer Burgzwergli

Vor vielen, vielen Jahren lebte auf der Vorderen Höri ein armes Mädchen, das hieß Anna. Sie war gewissenhaft, arbeitsam und ihr wurden heilende Kräfte nachgesagt. Anna lag in einer kleinen Kammer eines ärmlichen Bauernhäuschens in Bankholzen im tiefen Schlaf, ermüdet von der Arbeit auf dem Bülle-Feld.

Plötzlich schreckte sie auf, denn etwas hatte an ihr Fenster geklopft. Da hörte sie Stimmen flüstern:

„Anna, schnell steh auf und komm mit mir zur Burg auf dem Schlossbühl.“

Anna erhob sich von ihrem Lager und spähte erschrocken aus dem Fenster.

Nichts als Dunkelheit sah sie, doch am Fensterladen entdeckte sie plötzlich zwei hängende Fledermäuse mit wachen Augen, welche sie gutmütig anblickten.

„Anna, komm, du wirst gebraucht!“, fliepte eine der Fledermäuse erneut.

„Es wird dir nichts Böses zustoßen. Wir zeigen dir den Weg.“

Anna zog sich an und folgte den flatternden Fledermäusen den Berg hinauf. Der Wind blies die Zweige der Bäume auf und nieder und sie rauschten sehr. Kein einziger Stern stand am Himmel in dieser Nacht.

Umgeben von dunklen Bäumen stand oberhalb von Bankholzen die Burg Schlossbühl mit ihren vielen Irrgängen und Kellerhöhlen. Am Berghang stieg Anna durch einen Höhleneingang in die Tiefe.

Unterhalb der Burg tappte sie langsam einen

Vor ville, ville Johr hät uf de vordere Höri ä arms Meidli glebt, die hät Anna ghoeße. Sie isch gwüssehaft gsi, schaffig und ire sind hoelende Chräft nogsoet worre. Ame chöne Tag isch d'Anna in'ere chlenne Chammer i me ärmliche Buurehuus z'Bankleze glege und hät düüf gschlofe, müed isch sie gsi vu de Arbet uf em Bülleacker.

Zmol isch sie veschrocke, a ihrem Fenschter hät ebbis klopfed. Sie hät Stimme ghört, die hond bloss dismet:

„Anna, schnell stand uf und chomm mit uf d'Burg, uf de Schloßbuehl.“

Anna isch vum Bett ufgstande, hät ganz veschrocke us em Fenschter glueget. Nünt as finschtere Naacht, hät sie gsene. Aber zmol, hät sie am Fenschterlade zwei Fledermüüs mit wache Auge hange gsenne, die hond sie ganz guetmüetig aglueged:

„Anna, chomm du würsch bruucht!“, hät die oe Fledermuus gflieped.

„S'bassiert dir nünt, mir zoeged dir de Weg.“





Gerne schnitten sie Äpfel in Schnitze für Dörrobst.

Gern hond si o Öpfel für deeredi Schnitz abegschnitte.

langen, dunklen Gang entlang, der immer enger wurde. Anna zählte ihre Schritte – jeden einzelnen – eins, zwei, drei, vier ... und sprach sich selber Mut zu, bis sie schließlich eine hell erleuchtete Kammer betrat, die Kammer der Bankholzer Burgzwerge. Fleißige Gesellen waren das, welche die Bankholzer nur vom Hörensagen kannten, denn gesehen hatte sie bisher noch keiner. In der Nacht, wenn alle Bauern schliefen, trugen sie schon mal das reife Korn in die Scheunen.

Doch heute lagen sie da, drei der Burgzwerge, auf ihren Bettstätten und ihr Stöhnen erreichte auch den letzten Winkel in dem niedrigen Raum. Die Luft roch abgestanden, leicht modrig und feucht.

Einer der Burgzwerge war über und über mit Mückenstichen bedeckt, denn dieses Jahr hatte die Höri eine üble Mückenplage und der Zwerg war in einen großen Mückenschwarm geraten.

„Anna, hilf mir. Es soll dein Schaden nicht sein“, jammerte er und kratzte wie wild über die Mückenstiche.

Anna hatte von der Tagesarbeit noch drei Höri-Bülle in der Jackentasche. Eine davon

Anna hät sich agloet und isch mit dene Fledermüüs uf de Berg uffü no gloffe. De Luft isch gange und die Äscht vu de Bömm häts uf und ab gschlage und grauscht hät des. Kon Sterne am Himmel i dere Naacht. I dichtetem, dunkle Wald stoht oberhalb vu Bankleze uf em Schloßbüehl die Burg mit ihrene ville Irrgäng und Cherhöhle. Am Buckel en isch d’Anna durch en Iigang in ä Höhle i die Düüfi gstiege.

Langsam dapped sie, unterhalb vu dere Burg, durch en lange, finschtere Gang, der all enger worre isch. D’Anna hät d’Schritt zellt – jeder einzel – on, zwei, drei, vier – und hät sich

selber Muet gmacht, bis sie endlich durch ä chnarrende und gierende Dörre in ä helle Chammer trete isch, die Chammer vu de Banklezer Burgzwergli.

Fliessige Gselle sind des gsi, d’Banklezer hond die no vum vezelle gkennt, gsenne hat die bis etzt no kon. Z’naacht, wenn alli Buure schlofed, hond die scho mold’ Frucht i d’ Laube uffü troet.

Aber hüt sind do drei vu dene Burgzwergli uf de Bettli glege und hond gjömered, da



Aber am liebsten flochten sie die herrlichen Zwiebelzöpfe auf der Vorderen Höri, die sie meist noch liebevoll dekorierten.

Am liebste aber dond si Bülle zopfe. Die Bülle Zöpf vu de Vordere Höri sind s'meschtmol no wunderschöe mit Blueme und Chrüüter gschmückt.

schnitt sie nun mit einem Messer entzwei und strich mit den Zwiebelhälften über die Mückenstiche, bis der Juckreiz verschwand.

mes im letschte Winkel i dere nieddere Chammer ghört hät. D'Luft isch abgstande und s'isch moderig und fuercht gsi.

Der zweite Burgzwerg hatte gar fürchterliche Ohrenschmerzen und weinte bitterlich. „Anna, hilf mir. Es soll dein Schaden nicht sein“, schluchzte der Burgzwerg und dicke Tränen kullerten über seine Wangen. Schnell schnitt Anna die zweite Zwiebel in kleine Würfel, legte sie in ein Leinentuch, faltete dieses und drückte dann mit dem Handballen so lange auf die Zwiebeln, bis etwas Zwiebelsaft austrat. Diesen Zwiebelwickel erwärmte sie nun und legte ihn dem Zwerg auf das schmerzende Ohr.

De oe vu dene Burgzwergli isch ä so vu de Schnooge vestoche gsi, denn i dem Jahr häts uf de Höri bsunders vill defu gäe, s'war ä räeti Bloog, und des Zwergli isch grad i nesone Schwarm ini grote.

„Anna, hilf mer. Es soll din Schade it si!“ jömmered des Zwergli und chratzed wells ä so furchtbar biisst.

Anna hät uf em Acker bi de Arbet hüt, drei Bülle ufglese und in Sack gno. On defu hät sie mit em Messer ufgschnitte und isch mit dene Büllehälftene über die Schnoogestich gfahre, bis des Biisse besser worre isch.

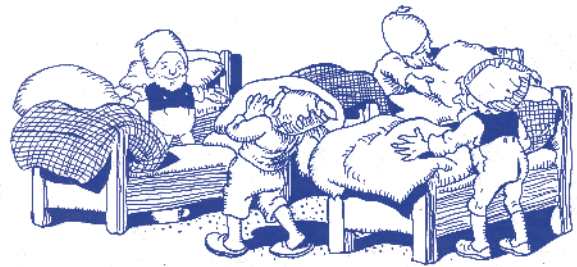
Der dritte Burgzwerg hustete gar heftig und konnte überhaupt nicht mehr aufhören. Der Husten schüttelte den kleinen Körper hin und her und er stöhnte immerfort: „Anna, hilf mir. Es soll dein Schaden nicht sein“, röchelte der Burgzwerg und lief schon ganz blau an.

Des zweite Burgzwergli hät grusigs' Ohreweh gha und hät luut bläred.

„Anna, hilf mer. Es soll din Schade it si!“, und dicke Dräne sind dem Burgzwergli über Backe grennt. Schnell hät d'Anna de zweit Bülle chlä gschnitte, hät des in ä Linnduerch iigwicklet und häts mit em Handballe so lang druckt bis es Saft gäe hät. Der Büllewickel hät sie no warm gmacht und des isch ufs chrank Ohr gloet worre.

Nun hatte Anna nur noch eine letzte Zwiebel. Auch diese schnitt sie in Scheiben und kochte sie bei schwacher Hitze mit Kandiszucker zu einem dicken Brei ein. Sie kannte

nämlich das Rezept: Auf einen Teil Zwiebeln ein halbes Pfund Kandiszucker oder Honig. Von diesem Hustenbrei, der sich auch gut verschlossen lange aufbewahren lässt, vertilgte der Zwerg stündlich einen Esslöffel.

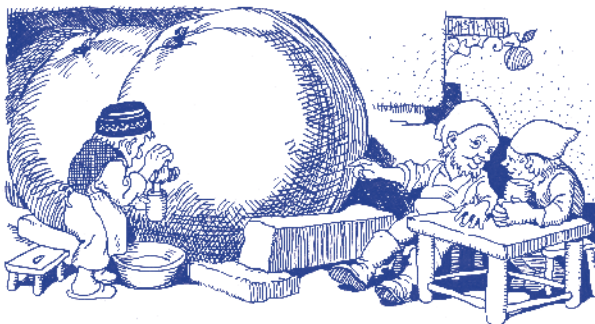


Und siehe da, die Zwiebelkur zeigte Wirkung. Da Anna die Pein der drei Bankholzer Burgzwergel lindern konnte, zog jeder von ihnen einen Strohalm aus ihren mit Stroh gefüllten Bettdecken und gaben sie dem Mädchen als Dank.

Anna steckte die Halme in ihre Tasche, die immer noch nach Zwiebeln roch und machte sich auf den Heimweg.

Am nächsten Morgen vergrub sie die drei Strohhalme auf ihrem Bülle-Acker und vergaß danach die dünnen Halme. Doch im nächsten Jahr, bei der Bülle-Ernte, zog sie an der Stelle statt einer Zwiebel drei goldene Taler aus dem Boden und im nächsten Jahr wieder und fortan so weiter. Seit dieser Zeit musste das Mädchen keine Not mehr leiden, hatte sie doch nach solch einer reichen Ernte immer genug zum Essen und ihr Auskommen.

Und ob es heute noch diese kleine Goldgrube auf der Höri gibt, da muss man wohl einen Bülle-Bauern fragen ...



De dritt Burgzwerg hät furchtbar ghueschtet, der hät numme ufghört. Der Hueschte hät des chlä Zwergli hin und her gschüttled und er hät gjömered:

„Anna, hilf mer. Es soll din Schade it si!“ hät er gröchled und isch scho blau aagloffe. Anna hät no on Bülle gha. Der hät sie chlä gschnitte und hät en mit Kandiszucker bi wenig Hitz zu’me dicke Brei choched. Si worst wie me de macht: Uf än Toel Bülle ä halb Pfund Kandiszucker oder Honig. Vu dem Hueschtebrei, der chamme o guet verschlosse lang ufhebe, hät der Zwerg all Stund ä Löffeli voll gno. Die Büllekur hät si Wirkung zoeget.

Well d’Anna die Chrankete vu dene drei Burgzwergle hät lindere chönne, hät jeder vu dene us de Bettdecke, die mit Stroh gfüllt wared, än Strohalm use zoge und die Hälm hond sie dem Meidli als Dank geschenkt.

Anna hät die Hälm in Sack gno, der hät all no noch Bülle gschmeckt, und isch wieder hom gange. Am andere Morge hät d’Anna die drei Strohalm uf em Bülleacker vegrabe und hät die düüre Hälm vegesse. Aber bim Bülle use doe hät sie a dere Stell statt Bülle drei goldene Taler use zoge, und im nöschte Johr wieder. All Johr isch des so wieter gange.

Siet dem hät des Meidli ko Not meh gha, sie hät gnueg z’Essid gha und ä guets Uschoe. Giet’s hüt o no so ä Goldgrueb uf de Höri? Do mond mir mol die Büllebuure frooge.

Hymne an die Zwiebel

Me ka sie hacke oder riibe,
sie lot sich au i Schiible schniide.
Kasch sie brote oder schwitze
Oder in e Sößle schnitze.
Fehlt's am Laufe, häsch's im Rucke,
kasch dich numme richtig bucke:

Des macht alles gar nünt us,
häsch du Ziebele im Huus.

Schtond d Ohre ab, sind d Auge letz,
häsch du die ganze Füeß voll Blätz,
kasch it schlofe, magscht nünt esse,
fangsch langsam aa scho 's Sach z vegesse,
häsch e Warze oder Wanze,
oder so en Druck im Ranze:

Des macht alles gar nünt us,
häsch du Ziebele im Huus.

Häsch Nasebluete, blaue Mose,
paar Schnokeschtich, e schwache Blose,
häsch en Blinddarm, der dich druckt,
häts Gottechind en Knopf verschluckt,
bischt müed und schlapp, muescht dauernd gähne,
sottsch uff de Friedhof und bruchsch Träne:

Des macht alles gar nünt us,
häsch du Ziebele im Huus.

Kurz: Bi jeder Kranket, alle Breschte,
e Ziebele hilft halt am beschte.

Hans Flügel

Franz Anton Mesmer

Er wurde 1734 in Iznang geboren und starb 1815 in Meersburg. Er wirkte zunächst als genialer Arzt in Wien und führte dort „magnetische“ Kuren durch. Durch seine Entdeckung des sogenannten „tierischen Magnetismus“, gilt er als Wegbereiter der Psychotherapie, insbesondere der Hypnosetherapie.

Mit seiner Lehre erlangte er europäische Berühmtheit.



Geburtshaus Franz Anton Mesmer

Der Alemannische Sprachraum

Dialekte sind historisch gewachsene, regional und sozial gebundene Einzelsprachen. Jeder Orts- und Gruppendialekt ist ein eigenständiges und selbständig funktionierendes Kommunikationssystem.

Sprachwissenschaftler der Universität Tübingen erstellten eine Karte der Dialekte in Baden Württemberg. Auf dieser kann man die Alemannischen Sprachregionen sehr gut erkennen.

Dialekt/Mundart zu sprechen, gelte in der Bevölkerung als minderwertig und bäuerlich, vermuten Sprachwissenschaftler. Der Ortsdialekt wird vielfach nur noch nach der Arbeit, unter Freunden oder in der Familie gesprochen. In der Schule oder bei der Arbeit muss oft die Standardsprache benutzt werden, häufig sogar Englisch.

Diesem Trend wollen wir mit diesem Schulprojekt entgegenwirken und den Schülern die regionalen Dialekte als etwas Wertvolles und Schützenswertes vermitteln. Durch unsere Mal-, Erzähl- und Bilderbücher mit alemannischen Dialekt-Teilen, können die Schüler Mundart spielerisch üben und ihre eigene Mundart entdecken.

Da die Kachelofen-Geschichten für Kinder geschrieben sind, verzichteten wir bei der alemannischen Mundart auf die komplizierte Lautschrift. Stattdessen schrieben wir nach dem Motto „Wie gehört, so geschrieben.“



Quelle: Tübinger Arbeitsstelle Sprache in Südwestdeutschland, Arno-Ruoff-Archiv:
<https://uni-tuebingen.de/en/faculties/faculty-of-economics-and-social-sciences/subjects/departments-of-social-sciences/historical-and-cultural-anthropology/research/ta-sprache/>, Seite aufgerufen am 13.01.2019.

Worterkklärungen

Iznang, Weiler und Bankholzen

Sind hübsche, kleine Dörfer auf der Vorderen Höri am Untersee (Landkreis Konstanz in Baden-Württemberg, Deutschland). Hier findet man noch traditionelle Fachwerkhäuser.

Goeßbockmoler

Der Maler Alexander Trötschler war als Maler und Künstler bekannt. Er malte bei seinen Arbeiten in den Bankholzer Wohnstuben und Kammern hinter den Kachelofen oder hinter einen Schrank einen Ziegenbock und fortan wurde er „Goeßbockmoler“ genannt. Die in seiner Nachbarschaft beheimatete „Öffentliche Badische Ziegenbockhaltung“ inspirierte ihn wohl bei seinen Arbeiten, einen Geißbock zu hinterlassen.

Die Ritterburg auf dem Schlossbühl

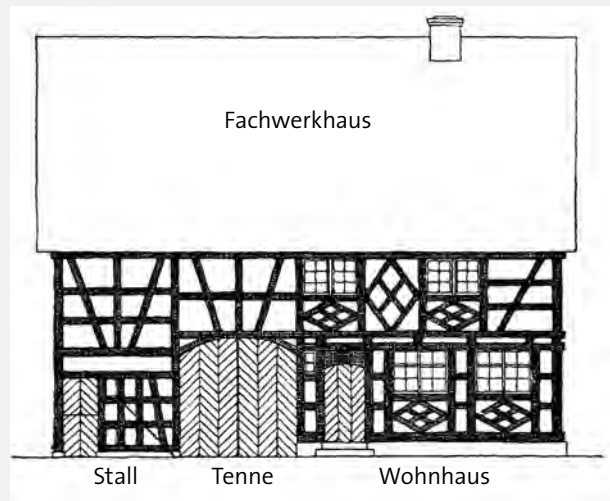
Die Burg Schlossbühl ist eine abgegangene Höhenburg bei Bankholzen. Die Burg wurde vermutlich während des 12. Jahrhunderts von den Herren von Bankholzen erbaut. Von der ehemaligen Burganlage sind Keramikfunde bekannt, die auf die Stauferzeit datiert werden.

Höri Bülle

Die Informationen zur Höri-Bülle entnehmen wir dem Bülle-Brevier von Erwin Keller. Der Name geht auf das althochdeutsche Wort „Zwiebolle“ zurück. Mittlerweile nennt man die Zwiebel allgemein Bülle oder Bölle im alemannischen Sprachraum. Die Höri Bülle ist eine rote Speisewiebel mit heller rotbrauner Farbe und flacher, bauchiger Form. Sie wird seit Jahrhunderten nur auf der Halbinsel Höri am westlichen Ende des Bodensees angebaut. Schwerpunkt des Zwiebelanbaus sind die Orte der sogenannten Vorderen Höri mit den Gemeinden Moos, Iznang, Bankholzen, Weiler.

Jedes Jahr findet in einem dieser Ortsteile das Büllefest statt. Das erste Büllefest wurde im Jahr 1976 in Bankholzen ausgetragen.

Die Bülle, allgemein als Küchengewächs bekannt, besitzt aber auch beachtliche Heilkräfte und gehört somit zu den Heilpflanzen. Ähnlich wie der Knoblauch ist die Zwiebel ein altes Hausmittel, dem man im Mittelalter Wunderkräfte zuschrieb. Zum Lagern der empfindlichen Zwiebelzöpfe eignet sich besonders die Tradition, diese zu dekorativen Zwiebelzöpfen zu flechten.



Bauernhaus aus Weiler am Bodensee

Bülle-Dünne

Eine Art alemannische Zwiebelpizza

Literatur- und Bildquellen

Das Märchen „Das Bülle-Bäuerlein und der Teufel“ haben wir abgewandelt und frei nacherzählt nach dem Märchen der *Der Bauer und der Teufel*.

Grimm, Brüder (1843): Kinder- und Hausmärchen, Große Ausgabe, Band 2, Dietrich Verlag, Göttingen.

Die Fabel „Warum die Hasen eine Lachfalte in der Oberlippe haben“, haben wir abgewandelt und frei nacherzählt. Gefunden haben wir die Fabel in Lehmann, Arthur-Heinz (1939): *Wir sind ganz unter uns*, Büchergilde Gutenberg Berlin (Hrsg), Buchmeisterverlag GmbH Berlin.

Das Gedicht über die Zwiebel durften wir mit freundlicher Genehmigung der Familie Flügel veröffentlichen. Gefunden haben wir es in Flügel, Hans (o.J.): *Geflügeltes Alemannisch*, Selbstverlag Hans Flügel, Singen.

Wichtige Informationen zur Höri-Bülle entnehmen wir dem Buch von Erwin Keller (1996): *Das Bülle-Brevier*, Gemeinde Moos (Hrsg)

Das alte Bild vom pflügenden Bauer auf Feld haben wir auf dem Bühlarzhof in Schienen gefunden. Der Künstler heißt Buck von Gaienhofen.

Das Bild vom Hegau stammt von Hans Müller.

AN EINEM KACHELOFEN AUF DEM SCHIENERBERG



anz oben auf dem Schienerberg, umgeben von Äckern, Wiesen und Wäldern, steht der alte Bühlarz-Hof. Und wenn du dort Richtung Süden marschierst, kommst du an den Bühlarz-Weiher und an den Lunkenbach. Der Weiher wurde vor knapp 100 Jahren liebevoll angelegt. In der Mitte des Weihers entstand eine Insel, auf die die Bühlarzer Bauern eine Tanne pflanzten. So schwammen die Karpfen an dieser Stelle immer im Kreis herum. Am schmalen Bach, dem Zufluss des Weihers, standen Weidengewächse. Mit den Weideruten flochten die Bauern früher große und kleine Weidekörbe. Rund um den Weiher befanden sich Äcker und Wiesen mit herrlichen Wiesenblumen in denen sich Schmetterlinge, Heuschrecken und Käfer tummelten. Aber das Schönste an dem Bühlarz-Weiher war eine Gondel, mit der man weit in den See hinaus rudern konnte.

Kein Wunder, dass die Bevölkerung des nahe gelegenen Örtchens Schienen diesen Weiher liebte und manch schönes Sonntagsstündlein am Weiher verbrachte. Besonders beliebt war der Weiher bei den Kindern, die häufig aber nicht schwimmen konnten.

Deshalb kamen zwei wackere Kerlchen auf die Idee, zwei geschlossene Milchkannen mit zwei Stricken unten und oben so zu verbinden, dass sich zwischen den Kannen ein Abstand von einer Körperbreite ergab. Diese selbst erfundene Schwimmhilfe warfen sie ins Wasser. Die Milchkannen schwammen an der Wasseroberfläche und je ein Kind legte sich auf die Stricke. So konnten sich die Kinder



nacheinander auf dem Weiher treiben lassen und schwimmen lernen – was für ein Spaß!

Doch jetzt ist es Winter. Der Weiher ist beinahe zugefroren und schwere Schneeflocken fallen vom Himmel. Die sechs Bühlarz-Kinder sitzen zusammen-gekuschelt am warmen Kachelofen in der guten Stube. Ganz leicht riecht es nach Erde, denn erst gestern wurde der hellbraune Ofen innen mit feuchtem Lehm aus der nahe gelegenen Lehmgrube ausgestrichen.

„Großvater Andreas, erzählst du uns die Geschichte vom Hasen und dem Fuchs an unserem Weiher?“, bettelte Klein-Hermann.



Und bald schon hörte man die tiefe Stimme des Großvaters:

Ein Hase und ein Fuchs trafen sich auf dem Höhenzug des Schienerbergs. Es war Winterzeit und es gab weder grünes Kraut, noch sprang eine Laus oder gar eine Maus über das Feld.

„Das ist ein hungriges Wetter“, sprach der Fuchs, „mir zieht es schon den Bauch zusammen.“

„Ja, du hast recht“, antwortete der Hase, „alle Pflanzen sind dürr und ich würde meine Löffel fressen, wenn ich sie nur ins Maul bekäme!“

Alemannische Mundart – Schiener Dialekt:

Etz isch Winter. De Weiher isch bald zueg'frore und schwere Schneeflocke flüged vum Himmel abe. Diä sechs Bühlarzer-Chind sitzed zämmekuschled bim warme Chachelofe i de g'müetliche Schtubbe. E wenig schmeckt 's noch Bodde, well de hellbruni Ofe ersch geschdern mit füechtem Lehm uss de eigne Lehmgrueb usgschtriche wore isch.

„Du Opa Andreas, vozellsch du üs diä G'schicht vom Haas und vo dem Fuggs a üserem Weiher?“, bettled 's Hermännle. Und scho hört mo diä düüf Schtimme vom Opa:

En Haas und en Fuggs treffed sich ganz obbe uff em Schienerberg.

S isch düffe Winter gsi und 's hät ka grüe Krut gä. S isch au ka Muus oder ka Luus über 's Feld g'schprunge.

„Des isch e hungrig's Wetter“, hät de Fuggs g'sat, „mir ziead 's scho de Buuch zämme.“

„Jo do häsch du recht“, sad de Haas, „alle Pflanze sind abdörred und ich däd mini Ohre fresse, wenn i driinibiße chönt.“

Si sind hungrig nebedenand her gloffe und hond vo wietem de Bühlarzer Hof g'seä, vovos grad Z' mittag glütte hät. Vodört isch a Buure-Meidle mit eme Chorb a de Hand



So trabten sie hungrig nebeneinander her. Da sahen sie von weitem den Bühlarz-Hof, wo gerade die Zwölf-Uhr-Glocke zum Mittagessen geläutet wurde. Von dort kam ein Bauernmädchen mit einem Korb am Arm direkt auf sie zu. Aus dem Korb kam ihnen ein angenehmer Geruch entgegen, der Geruch von frischen Brötchen.

„Ich hab’ da so eine Idee“, flüsterte der Fuchs. „Leg dich hier der Länge nach hin. Das Mädchen wird denken, dass du ein leckerer Braten bist, in dieser mageren Zeit. Wenn sie sich über dich beugt und dabei den Korb abstellt, schnappe ich mir den und renne davon. Später teilen wir die Beute gerecht auf.“

Der Hase war einverstanden, legte sich auf den Weg, streckte alle Viere von sich und tat, als wäre er tot. Es klappte alles so, wie der Fuchs es vorausgesagt hatte: Das Mädchen kam, stellte den Korb ab und beugte sich über den Hasen. Blitzschnell nahm der Fuchs den Korb und rannte davon. Als dies der Hase sah, sprang er hoch und hoppelte dem Fuchs eilig hinterher. Dieser aber stand gar nicht still, um die Brötchen teilen zu können. Vielmehr sah es so aus, als dass er die Beute alleine fressen wollte. Das nahm der Hase dem Fuchs sehr übel!

Als sie in die Nähe des Bühlarz-Weiher kamen, rief der Hase dem Fuchs zu: „Wie wäre es, wenn wir uns hier eine Mahlzeit Fische verschafften? Wir hätten dann Fische und Brötchen wie die Bauersleut’ auf dem Bühlarz-Hof. Hänge deinen Schwanz ein wenig ins Wasser, so werden die Fische, die jetzt auch nicht viel zu beißen haben, sich daran hängen. Beeil dich aber, sonst friert der Weiher vollends zu.“



uff üs zue cho. Uusem Chorb isch en angenehme G’schmack use cho.

S hät noch frische Brötle g’schmeckt.

„Ich ha e Idee“, hät de Fuggs leise g’sat.

„Leg dich do de Längi no ane. Des Meidle denkt denn beschdimmt, dass du en guete Broote bisch i dere schlechte Zit. Wenn sie sich denn über dich dorre bückt und debie de Chorb abschdelld, nimm ich mir eren Chorb und renn schnell devoo. Schpööter dalemer des alles g’recht uff underenand.“

De Haas isch ivoschdande gsi und hät sich uff de Wäg aneg’legt und alle Viere vo sich g’schdrekt und so do, als ob er dod wär. Es hät alles so klappt, wie ’s de Fuggs denkt hät.

S Meidle isch cho, hät de Chorb aneg’schdelld und sich über de Haas dore bückt. Ganz schnell hät de Fuggs de Chorb g’no und isch schnell devo g’rent.

Des hät de Haas denn g’sëh, isch uffe g’schbrunge und isch em Fuggs schnell hinneno g’juckt. De isch aber itt schto blibe

Das leuchtete dem Fuchs ein. Er ging an den Weiher, hängte seinen Schwanz hinein und wartete auf einen Fisch. Und schneller als gedacht war der Schwanz des Fuchses festgefroren und er konnte nicht mehr fort. Da nahm der Hase den Brötchenkorb und fraß die Brötchen gemächlich, eines nach dem anderen, vor den Augen des Fuchses. Dann sagte er zum Fuchs: „Warte nur, bis der Weiher auftaut, warte nun bis ins Frühjahr.“

Schnell lief er davon, und der Fuchs bellte ihm nach wie ein böser Hund an einer Kette.

und hät d' Brötli itt welle dahle.

Des hät eher so usg'säh, als ob er des alles ela hät welle fresse.

Des wa de Fuggs do g'macht hät, hätem Haas scho wahnsinnig g'schdunke.

Wo si wider i de Nöhe vum Bühlarzer Weiher wared, hät de Haas zum Fuggs g'rüeft:

„Des wär doch guet, wenn mo üs a paar Fisch zum Fresse holle chönted.

Mir hätted denn Fisch und Brötli glich wie die Buure uff em Bühlarzer Hof. Hänk din Schwanz eweng is Wasser. Denn bißed d' Fisch, die etz sowieso itt viel zum Fresse hond, villiehd aa. Du mosch aber schnell mache, bevor de Weiher zueg'frore isch.“

Des hät de Fuggs voschdande und begriffe.

De isch an Weiher anegange, hät sin Schwanz inne g'chängcht und uff d' Fisch g'warted.

Und schneller wiener denkt hät, war de Schwanz vom Fuggs agfrore und er isch numme weg cho. Do hätt de Haas de Brotchorb g'no und hät diä Brötli, as noch em andere, vorem Fuggs g'fresse. Denn hätter zum Fuggs g'saat:

„Etz chasch warte, bis zum Früehjohr, bis de Weiher wider ufftaut.“

Dann ischer schnell fort g'rennt und de Fuggs hät ihm no lang no belled, wie wenn er annere Chette aabunde gsi wär.



Anmerkungen zu den Erzählungen

Alle Begebenheiten rund um den Hof Bühlarz haben wir 2018 mit Hilfe des Besitzers Hermann Maier genau recherchiert. Das Gut Bühlarz war ursprünglich ein Erblehenhof des Klosters Reichenau und hatte danach mehrere Besitzer. Nach der Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg wurde der Bühlarz-Hof als Selbstversorgerhof neu aufgebaut und anfangs der 20er Jahre der Bühlarz-Weiher angelegt.



Hermann Maier



Rosina Maier: Früher beim Heuwenden

Das Bestehen des Hofes kann in alten Urkundenabschriften bis 1359 nachgewiesen werden. Der Name Bühlarz geht auf das mittelhochdeutsche Wort „buhel / Bühl“ zurück und heißt soviel wie „Hügel-Wald-Hof“. Der Hof Bühlarz liegt nämlich auf dem Höhenrücken des Schienerberges und in einer im Hochmittelalter weithin bewaldeten Umgebung.

In alten Fotoalben finden sich noch Fotos, die die frühere Zeit ab 1900 dokumentieren.



Emil Maier: Früher bei Gülle ausfahren



Emil und Rosina Maier mit den Kindern Hermann, Luise und Elfriede, ca. 1940



Rosina Maier mit den Kindern Hermann, Luise und Elfriede



Mit dem Ruderboot auf dem Bühlarz-Weiher



Das alte Hofkruzifix

Ab 1940 war, bis Ende des Krieges, neben den Hofbewohnern eine Gruppe Grenzwachsoldaten auf dem Hof einquartiert. Danach wohnten französische Besatzungssoldaten bei ihnen, welche die Hofglocke auf dem Dach mit zwei Schüssen durchlöcherten. Diese in der Geschichte erwähnte Glocke stammt von 1586. Sie gehörte ursprünglich mit einer zweiten Glocke auf die Michaelskapelle in Schienen, welche 1832 zu einem Wohnhaus umgebaut wurde. Eine der Glocken kam daraufhin durch eine Versteigerung auf den Bühlarz-Hof und war bis 2017 schon von Weitem auf dem Dach zu sehen. Seit der Dachrenovierung 2017 wird die Glocke im Haus verwahrt.

Heute liegt der Bühlarz-Hof still und ruhig da und man verbindet die Atmosphäre dort mit den Worten von Hans Arp: „Einst wird man von der Stille und der Ruhe wie von einem Märchen erzählen.“

Literatur- und Bildquellen

Die Fabel „Der Hase und der Fuchs“ haben wir frei nach-erzählt nach dem Märchen von Bechstein, Ludwig: Deutsches Märchenbuch, Verlag G. Wigand, Leipzig 1847. Es handelt sich um einen Schwank, der das allgemein gültige Prinzip „Wie du mir, so ich dir“ bildlich darstellt.

Der Künstler des Bildes mit den beiden Jungs ist uns leider unbekannt. Es stammt aus dem antiquarischen Buch: Autor unbekannt: Neues Kinderbuch, Loewes Verlag Ferdinand Carl, Stuttgart ca. 1863



Durchlöcherte Hofglocke



Kachelofen auf Hof Bühlarz

Das Bergdorf Schienen

„Georg“ sagte mein Opa Johann Flügel, wenn er mich liebevoll und geborgen auf seinem Arm hielt, „der Schienerberg ist der schönste Berg auf Gottes Erdboden. Vom höchsten Punkt auf dem Schienerberg sieht man weit hinaus, die Erde stößt an den Himmel und was unter ihm liegt, ist der Bodensee.

Du kannst hinlaufen, soweit dich deine Füße tragen, in den Schwarzwald, in die Schweiz, bis nach Asien, du findest keinen Berg mehr, in den ein so geschichtsträchtiges Dorf wie Schienen hineingebettet ist, wie in Mutters Schoß!

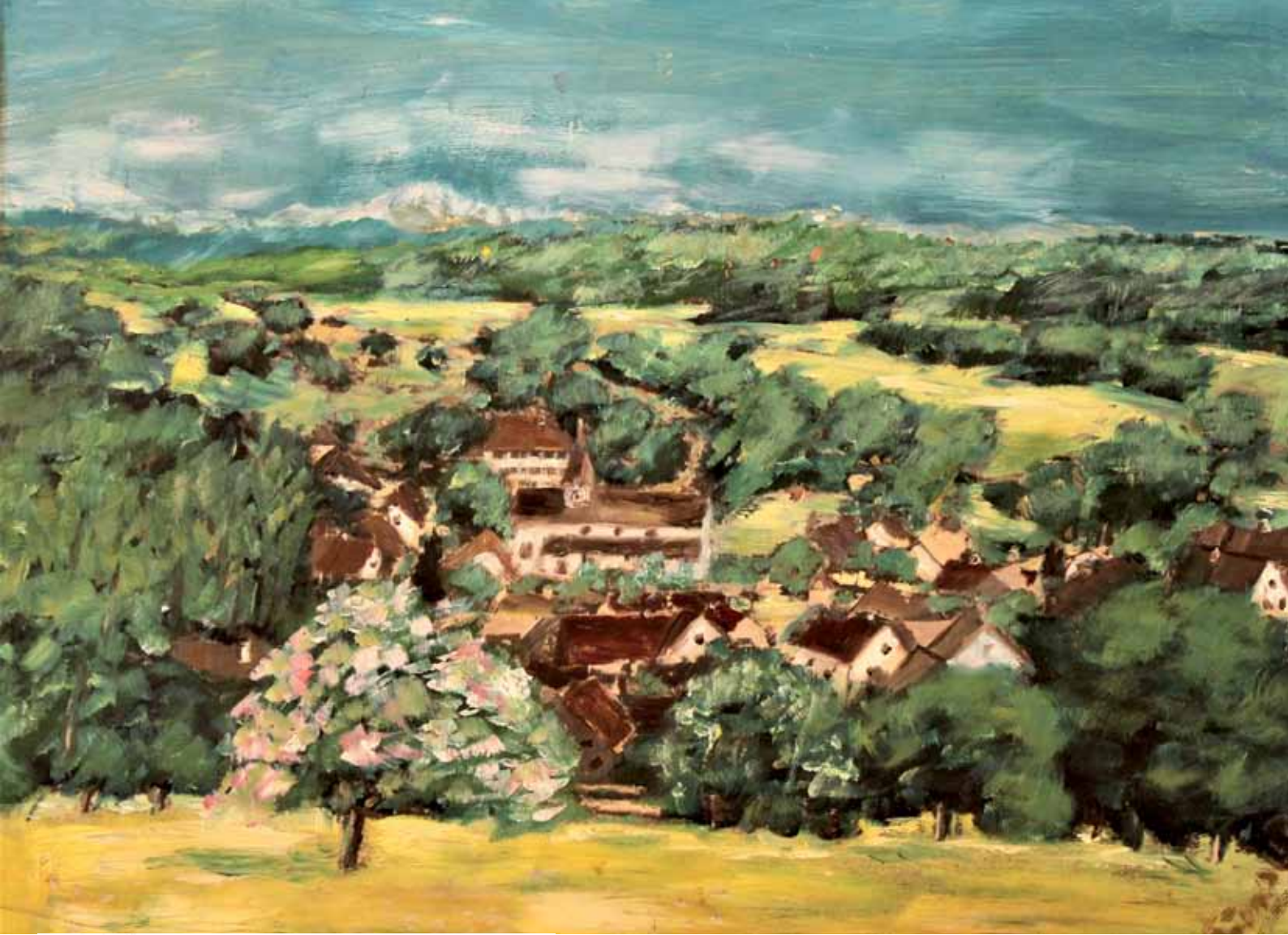


Bereits um die Zeit der Geburt Christi wohnten in der Gegend am See auf dem Schienerberg die Kelten und nach ihnen folgten die Alemannen. Sie verehrten das Licht, das Feuer, das Wasser, die Bäume und die Berge. Später wurden diese Völker durch die Römer verdrängt. Diese brachten zusätzlich ihre eigenen Gottheiten wie z.B. Mars und Jupiter mit. Doch schon bald gesellte sich auch eine Dritte, die Christusreligion dazu. Römische Soldaten und Kaufleute, die bereits Christen geworden waren, brachten den neuen Glauben an den Bodensee.



Zu dieser Zeit, als die Christen unter den Andersgläubigen noch in der Minderheit waren, hielten sie sich auf der Höri in den Mulden und Wäldern des Schienerbergs versteckt. Auf sonniger Höhe, wo jetzt das Dorf Schienen liegt, erbauten sie sich eine der ersten Kirchen am Bodensee – das Michaelskirchlein – und hielten darin ihren heimlichen Gottesdienst ab.

Weil sie aber, wie sie es ausdrückten, einander in dieser Kirche „erschieden“, auf das ihnen die Sonne auf ihren Glauben „scheine“, nannten sie jenes Heiligtum „Schienen, Schynun, Scina oder Scheinen“, und das Gebirge auf dem sie dieses Kirchlein erbaut hatten „Berg Scina“ oder „Schienerberg.“



Das erzählte jedenfalls mein Opa aus alten Überlieferungen. Er war, außer als Soldat während der Kriegsjahre, kaum über Schienen hinausgekommen. Jeder Mensch liebt den Fleck Erde, auf dem er geboren und aufgewachsen ist, und macht ihn, ob er es weiß oder nicht, zum Mittelpunkt seiner Gedanken.



Der Chäppele-Johannes und die Rauh Nächte

Mehr als 1000 Jahre lang wurde das sagenumwobene Michaelskirchlein des Erzengels Sankt Michael, hoch oben auf dem Schienerberg stehend, sehr gerne von den Christen der Gegend besucht. Es trotzte über all die Jahrhunderte jedem Sturm und all den Kriegen. Nach alten Erzählungen sollen sich dort auch sehr viele Wunderheilungen von kranken Menschen zugetragen haben.

1832 wurde das kleine Kirchlein in ein Bauernhaus mit Scheue und Stall umgebaut und später von der Familie Flügel erworben. Es wird nun schon seit sechs Generationen von dessen Nachkommen bis in die heutige Zeit bewohnt und gepflegt. In dem kleinen gemütlichen Bauernstüble steht seit jeher der alte Kachelofen mit der Chunsch, an dem sich früher in den langen und kalten Wintermonaten die große Familie des Johannes Flügel versammelt hatte. Gespannt und neu-



gierig lauschten sie den Erzählungen ihres sehr geliebten und geschätzten Vaters. Weil dieser in dem umgebauten, uralten Kirchlein, welches in Schienen auch Kapelle hieß, geboren wurde, nannten sie ihn unten im Dorf nur den „Chäppele-Johannes“. Den Berg, auf dem sein Bauernhaus stand, „de Chäppeleberg“ und seine Nachkommen sind bis heute „s'Chäppeles vo do obe“. Da der Bauernhof vom Chäppele-Johannes früher nicht zur Ernährung seiner dreizehn Kinder ausreichte, war er nebenbei auch Messner in der unten stehenden Wallfahrtskirche und als Maurer in der Schweiz tätig. Er soll immer, wenn er nach der Arbeit in der Schweiz auf dem Heimweg zu seinem Chäppele war, nebenbei auf dem Waldweg einen großen Arm voll dürrem Holz zusammengesucht haben, damit es am gleichen Abend nach der Stallarbeit in dem sehr kleinen und urigen Bauernstüble wieder einen kuscheligen und wärmenden Kachelofen geben konnte. Als Oberhaupt und früherer Ernährer der „Chäppeles“ war sein Stammplatz auch heute noch die wärmende Sitzfläche des Kachelofens, die Chunsch.

„Du, Chäppele-Johannes, erzählst du uns heute wieder eine der spannenden Geschichten vom uralten Chäppelehaus, also von dem, was sich da schon vor über tausend Jahren zuge-

tragen hat? Du weißt schon, die Geschichten von den Rauhnächten“, ertönte es wie im Chor aus den Kehlen seiner dreizehnköpfigen Kinderschar. Eng zusammengerückt hatten sie es sich um den alten Kachelofen auf ihren Holzstühlen gemütlich gemacht. Erwartungsvoll wollten sie den schaurigen Erzählungen vom Chäppele-Johannes, mit seinen großen Kulleraugen und seinem sehr dicken Schnurrbart, lauschen. Dieser legte, bevor er mit seinen Erzählungen begann, für jeden seiner geliebten Kinder noch einen Boskop-Apfel vom eigenen Baumgarten in das Warmhaltefach des heißen Kachelofens. Schon bald zog ein angenehm süßlicher Bratapfelduft durch die wohlig warme Wohnstube und seine geliebten Kinder freuten sich schon jetzt auf das heiße Betthüpfle vor dem Schlafen gehen.



„So, jetzt kann es losgehen: Vor ca. 2000 Jahren, als hier auf dem Chäppeleberg die Germanen und später die Kelten ihren heiligen Platz hatten, feierten sie über den Jahreswechsel ihre Rauhnächte. In dieser Jahreszeit waren die Tage nur sehr kurz und die Nächte wiederum sehr lang, eisig und schaurig kalt. Feuchte Nebelschwaden stiegen mit zunehmender Nacht auf, nahmen die klare Sicht und hüllten alles in grau. Wenn dann manchmal beißende Winde aus dem Osten über das Chäppele zogen und den dunklen Wolkenhimmel aufrissen, konnte es auch mal möglich sein, dass der leuchtende Mond den Chäppeleberg in hellem mystischen Licht erleuchtet ließ.

Dann jaulten die Füchse aus dem angrenzenden Wald ohne Unterbruch in die Nacht und aus allen Richtungen ertönte ein furchterregendes, schrilles Schreien der Käuze und Nachteulen. Auch heute ist es noch so, denn in den Rauhnächten soll der Übergang vom Leben zum Tod und umgekehrt stattfinden. In dieser Zeit sollen auch die verlorenen Seelen umhergehen.“ Der Chäppele-Johannes erzählt bedächtig mit tiefer Stimme und räuspert sich einige Male.

„Da darf auf gar keinen Fall Wäsche aufgehängt sein“, ergänzt der Chäppele-Johannes und sieht die vor Anspannung aneinander gerückten Kinder mit seinen großen rollenden Kulleraugen an.

„Warum denn nicht?“ fragt neugierig und zugleich ein bisschen ängstlich der zweitjüngste Sohn Johann. „Damit sich die Geister nicht in der hängenden Wäsche verfangen können“, gibt der Chäppele-Johannes zu bedenken.





„Besonders heilig ist die Nacht vom 24. auf den 25. Dezember. Da können nach uralten Erzählungen die Tiere sogar sprechen“, fährt er mit geheimnisvoller Stimme fort. „Wie ihr wisst, haben die Bauern früher den Stall und das Haus mit Kräutern geräuchert, um Mensch und Tier vor Unheil zu bewahren. Kräuter reinigen ja die Luft. Bewährt haben sich zum Beispiel Beifuß, Zitronenmelisse, Salbei, Rosmarin, Fichtenharz und Thymian. Zum Räuchern nehme ich einfach immer die Hustenkräuter aus unserem Garten“, erinnert der Chäppele-Johannes seine Kinderschar und zeigt mit erhobenem Zeigefinger zu den vielen Kräuterbüscheln über seinem Kopf.

Diese hatte er im Sommer an Maria Himmelfahrt in der Kirche segnen und weihen lassen und sie zum Trocknen an das Holzgestänge über dem Kachelofen gehängt.

„Und hört gut zu Kinder: Beim Räuchern kann man alles, was im letzten Jahr schlecht oder gut war, auf einen Zettel schreiben und ihn dann zusammen mit den entsprechenden Kräutern verbrennen. Das Böse und Traurige geht in die Asche über und wird entsorgt, während das Gute und Angenehme in Rauch aufgeht und somit an den Wänden in den ausgeräucherten Räumen haften bleibt“, erklärt der Chäppele-Johannes den aufmerksam zuhörenden Kindern.

„Du Chäppele-Johannes, darf man denn auch die schlechten Noten von der Schule ver-räuchern, damit sie in die Asche gehen und für immer verschwunden sind?“ erkundigt sich interessiert der kleine Josef-Leopold.

„Nein, das braucht's deshalb nicht, weil es bei manchen dafür hinter die Ohren gibt, bis es raucht. Dann gehen die schlechten Noten von selbst in Rauch auf“, scherzt der Chäppele-Johannes mit einem verschmitzten Lächeln. Josef-Leopolds Geschwister biegen sich vor Lachen.



„Übrigens, früher wurde von den Großeltern, wenn die Kinder ein wenig kratzig drauf waren, einfach ein bisschen Johanniskraut auf die heiße Herdplatte gestreut. Oder, wenn jemand krank war, ein entsprechendes Heilkraut, wie zum Beispiel Salbei zum Desinfizieren der Raumluft, auf der Herdplatte verdampft“, fuhr der Chäppele-Johannes fort. „So war man bei einkehrenden Krankheiten immer gut versorgt und konnte sich den Doktor mit den teuren Medikamenten sparen. Das müsst ihr euch alle sehr gut merken und später euren Kindern auch wieder mit auf ihren Lebensweg geben. Solches Wissen ist nämlich Gold wert. Nun aber ab ins Bett mit euch“, beendet der Chäppele-Johannes seine Erzählung und gibt den Befehl zum Schlafen gehen.

Vor dem ins Bett gehen bekam jedes Kind noch einen heiß begehrten Bratapfel aus dem Kachelofen und die von der Mutter Albina selbst gestrickten Socken an die Füße, die über dem Kachelofen bei den Kräutern an der Holzstange vorgewärmt auf sie gewartet hatten.



„Das Käppele“



Vom Gutseinwollen

Das Michaelskirchlein heißt heute Chäppele und ist nicht das einzige heilige Gemäuer in Schienen. Ungefähr fünfzehn Meter, direkt unterhalb des Chäppeles, steht bis heute die alte Wallfahrtskirche St. Genesius mit einer eigenartigen Kirchturmuh.

„Diese Uhr ist eine der ältesten Kirchturmuhren in Deutschland und hat zwei Zifferblätter. Das obere zählt die Minuten, das untere die Stunden“, hat mir mein Opa verraten.



In dieser Kirche war ich täglich mit meinem Opa, der neben seinem Bauernhof auch als Messner tätig war, um die heilige Messe vorzubereiten und die drei hell klingenden Glocken zu läuten. Ich bin ihm damals nie von der Seite gewichen. Vor der geheimnisvollen Atmosphäre, die hier in der düsteren Kirche herrschte, hatte ich als kleiner Junge immer großen Respekt. Öfters überkam mich eine unerklärlich beklemmende Angst. Sobald sich dieses Gefühl wie ein Schauer über mich legte, ergriff ich schnell die schützende Hand meines Opas.

Dieser sagte eines Tages zu mir: „Mein lieber Georg, du brauchst dich doch hier vor nichts zu fürchten!“ Er führte mich sicher an seiner Hand vor den mit Kerzen beleuchteten Marienaltar.

„Siehst du dort oben diese wundervolle Marienfigur? Als unser Chäppele noch das alte Michaelskirchlein war, wurde diese Marienfigur in einer geheimnisvollen Nacht von einer singenden Engelschar vom Chäppele hinunter in diese Kirche getragen. Seit dieser langen Zeit, von ungefähr 400 Jahren, kommen täglich viele Menschen zur ‚Schienemer Gottesmutter‘. Und weil du im Chäppele geboren bist, Georg, kannst du darauf vertrauen, dass sie auch auf dich acht gibt und dir hilft, gut zu sein.“

Am nächsten Morgen traute ich mich alleine in die Kirche, um zu schauen, wie sie das wohl anstellt. Mutig öffnete ich die große, knarrende Kirchentür und schlüpfte hinein. Es war so still dort drin, dass ich mich selbst atmen hörte. Die Sonne schien schwach durch die bunten Fensterscheiben, es roch nach Staub und verwelkten Blumen. Die Maria stand immer noch an der gleichen Stelle und schaute gütig in die Welt. Ich setzte mich auf die vorderste Kirchenbank, ganz nahe zu ihren Füßen, damit sie mich auch hören konnte.

„Du, Maria“, sprach ich sie an, „mein Opa sagt immer: ‚Sei du nur recht gut und hilfsbereit zu den Menschen, dann begleiten dich Freunde durchs Leben.‘ Doch das mit dem Gutsein habe ich wohl nicht richtig verstanden, denn meistens läuft es schief. Ob du da wohl ein Auge zudrückst, wenn es wieder mal nicht klappt?“

Sie entgegnete nichts, doch ich bin mir sicher, dass sie mir mit ihren hellblauen Augen zuwinkerte.

„Na dann mal los“, dachte ich erleichtert und beschloss gleich mit dem Gutsein anzufangen.

Da ich später, wenn ich groß bin, gerne Tierarzt werden wollte, beschloss ich, zuerst mal einem Tierchen zu helfen. Am Kellereingang vom Nachbar fand ich eine graue Maus, die in einer Mäusefalle gefangen, doch noch am Leben war. Schnell öffnete ich die Falle und verhalf der pfeifenden Maus zur Freiheit. Da stand auf einmal der Nachbar wie ein aufgebäumter Riese hinter mir und schrie mich laut an:



„Was fällt dir ein? Was hast du hier an meiner Mäusefalle zu schaffen? Hast du denn nichts Besseres zu tun, als die gefräßige Maus zu befreien, die im Feld und in der Scheune das Korn auffrisst? Dir werd ich's zeigen!“ Haken schlagend wie ein Hase sprang ich erschrocken davon und der riesige Nachbar hinter mir her. Maria sei Dank, habe ich ihn abgehängt.



So schnell wollte ich das Gutsein aber nicht aufgeben. Da es diesen Sommer sehr heiß war, klagte mein Vater erschöpft beim Mittagstisch:

„Bei der Hitze den ganzen Tag, in den Gummistiefeln Mist laden, ist ganz schön anstrengend.“

„Oh“, dachte ich nach kurzem Überlegen. „Da habe ich eine gute Idee, wie ich es dir leichter machen kann. Ich fülle deine Gummistiefel einfach mit eiskaltem Brunnenwasser. Dann hast du den ganzen Tag gekühlte Füße und fühlst dich bestimmt viel besser.“ Gesagt – getan!



Doch beim Stiefel anziehen folgte dann ein großes Donnerwetter. Und somit ist das Gutsein schon wieder schief gegangen.

Nun gab ich mir noch eine letzte Chance: Abends, vor dem ins Bett gehen, hatte ich die Pralinschachtel von meiner Oma entdeckt und mich dazu entschlossen, ihr dabei zu helfen, die Schachtel leer zu essen.

„Wer hat mir fast alle Pralinen gegessen, da waren doch vorher noch viel mehr in der Schachtel?“, hörte ich meine Oma unten im Flur laut und energisch schimpfen. Gut, dass der Verdacht nicht auf mich fiel. Ich hätte mich doch so dafür geschämt. Während ich im Bett lag und die Augen kaum noch aufhalten konnte, dachte ich noch einmal an Maria in der Klosterkirche.

„Was die wohl von mir denken wird, dass ich das Gutsein so falsch angefangen habe?“

Da sie heute viele Augen zudrücken musste, beschloss ich, ihr morgen wenigstens ein paar Wiesenblumen vorbeizubringen und das Gutsein einfach mal in der Schule auszuprobieren.

In der alten Schienemer Dorfschule

Früher war die Schule einfach eine quirliche Dorfschule mit zwei kleinen Schulsälen, einer Lehrerwohnung und einem alten Waschhäuschen. In den beiden Schulsälen standen Schulbänke aus Holz, die fest im Boden verschraubt waren. So konnte keiner auf seinem Platz hin und her rutschen. Die Schulbänke standen in zwei Reihen, getrennt für Buben und Mädchen. In jeder Bank war ein Tintenfass eingelassen, doch wurde in den ersten Schuljahren durchweg die Schiefertafel mit Griffeln zum Schreiben und Rechnen benutzt.

Das Lehrerpult, das man Katheder nannte, stand vorne in jedem Schulsaal. Es war aus Holz und oft ein bisschen erhöht, damit der Lehrer von dort einen guten Blick über die Klasse hatte. Auf dem Katheder lag meistens der Rohrstock bereit. Diesen bekamen die Schüler zu spüren, die laut oder vorlaut waren.

Auch eine Tafel gab es in jedem Schulsaal. Daneben befand sich ein Wasserkrug sowie eine Schüssel. Damit konnte der Tafelschwamm nass gemacht werden.

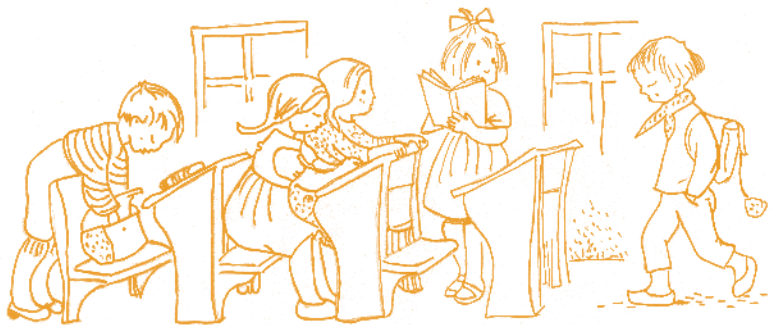
In den Sälen stand jeweils ein großer Kachelofen, der im Winter von den ältesten Schülern mit Holzscheiten gefüllt werden musste und wenn es besonders kalt war, musste jeder Schüler ein Stück Holz für den Ofen mitbringen.



An einem Morgen im Januar hatte es über Nacht fast 60 Zentimeter Neuschnee gegeben und vor Unterrichtsbeginn um 8:00 Uhr fehlte immer noch der kleine Gustav vom Riedern Hof, der in fast vier Kilometern Entfernung wohnte. Immer auf die Uhr schauend fragte der Lehrer Schmitt, der aus dem Elsass stammte: „Wer von euch weiß denn, ob der kleine Gustav von den Riedern Höfen heute überhaupt noch kommt, damit wir endlich mit dem Unterricht beginnen können?“

„Das wissen wir doch nicht, Herr Lehrer Schmitt“, gaben die anwesenden Schüler schnell und direkt zur Antwort.

„Dann beginnen wir jetzt mit unserem Unterricht, denn wir haben schließlich lange genug auf ihn gewartet“, gab Lehrer Schmitt grantig den Befehl, sofort loszulegen.



Endlich, mit fast zwei Stunden Verspätung, klopfte es an der Klassenzimmertür und der kleine Gustav von den Riedern Höfen trat mit tropfender Rotznase und rot durchgefrorenem Gesicht in das Klassenzimmer.

„Was erlaubst du dir eigentlich, zwei Stunden zu spät zu kommen?“, fuhr Lehrer Schmitt den kleinen Gustav mit lauter Stimme an.

„Ha ka ba ka ... ha ka ba ka ... ha ka ba ka ...“, erwiderte der noch immer völlig außer Atem stehende kleine Gustav und ehe er sich versehen konnte, bekam er vom Lehrer links und rechts eine an die kalten Ohren.

„Was ist das für eine respektlose Antwort“, schimpfte der Lehrer, außer sich vor Wut. „Stell dich jetzt an den heißen Kachelofen, wärm dich auf und hör endlich mit dem Heulen auf!“

Doch das Übel lag wohl eher auf Seiten des Lehrers, der den hiesigen Dialekt nicht verstehen konnte. Ha ka ba ka ist Schienemer Dialekt und heißt in die schriftdeutsche Sprache übersetzt: Habe keine Bahn gehabt. Wegen dem hohen Schnee war der Fußweg zugeschneit und es gab fast kein Durchkommen.

Von nun an wurde der kleine Gustav in der Schule nur noch „HAKABAKA“ gerufen. Diesen Spitznamen fanden natürlich alle, außer ihm selbst, sehr lustig.

„Komm Gustav“, forderte Lehrer Schmitt den kleinen Jungen auf, „jetzt reicht’s mit dem Aufwärmen. Das war jetzt das sechste Mal in dieser Woche, dass du zu spät oder gar nicht kamst! Hast du dazu etwas zu sagen?“

„Es wird in dieser Woche nicht mehr vorkommen“, stammelte Gustav und zwängte sich in die hölzerne Schulbank.



Nun erklärte der Lehrer den Kindern die verschiedenen Jahreszeiten und die zwölf Monate des Jahres: „Wir sagen zum Beispiel ‚der kalte Januar‘ oder ‚der launenhafte April‘.

Kann mir jemand noch einen Monat mit einem passenden Eigenschaftswort nennen?“

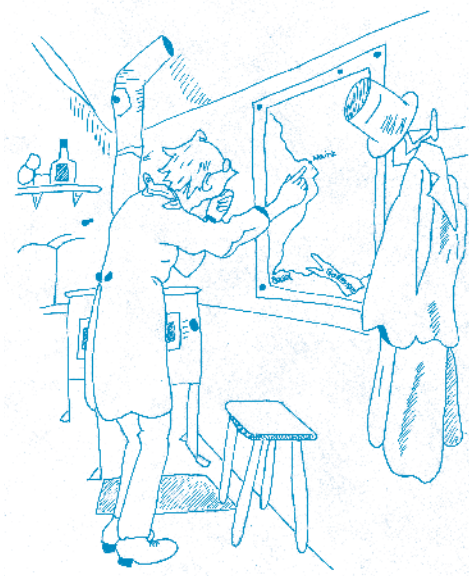
„Ja!“, rief Georg ganz eifrig. „Der dumme August.“

Die Schüler lachten und August, der größte der Klasse, erhob sich drohend.

„Ruhe!“, brüllte der Lehrer und klopfte energisch mit seinem Rohrstock auf den Katheder.

„Dann machen wir jetzt Erdkunde. Hier ist der Bodensee. Und wenn man von dort den Rhein runterfährt, kommt man nach Mainz. Jetzt mal angenommen, ich würde einen Spaten nehmen und dort ein ganz tiefes Loch graben. Und immer tiefer und immer weiter graben. Und wenn ich nicht aufhören würde zu graben, wohin würde ich da schließlich kommen?“

Luise, des Lehrers Nachbarskind, meldete sich als erstes und erhob sich: „Ins Irrenhaus!“, war ihre Antwort.



„Luise, das war Hausaufgabe!“, rief der Lehrer und äußerte seinen schlimmen Verdacht: „Sag mal, hat dir bei dieser Hausaufgabe dein Vater geholfen?“

„Nein“, sagte Luise, „er hat sie alleine gemacht!“

„Luise, das nächste Mal gibt es mit dem Rohrstock Tatzen. Zudem hoffe ich, dass ich dich nie wieder beim Abschreiben erwische!“

„Das hoffe ich auch“, flüsterte sie und setzte sich wieder.

„So, dann schreiben wir nun einen Aufsatz“, kommandierte Lehrer Schmitt und rückte seine Nickelbrille zurecht. „Überschrift lautet: Ein Besuch bei Verwandten – und da passiert ein Unglück.“ Anton war als erster fertig. Das kam dem Lehrer verdächtig vor.

„Anton“, befahl Lehrer Schmitt, „lies uns doch einmal vor, was du geschrieben hast!“ Anton stand auf und las vor: „Wir fahren zu unseren Verwandten, aber sie waren leider nicht Dahoam.“

„Abgesehen davon, dass dein kurzer Aufsatz unmöglich ist“, polterte der Lehrer, „bin ich mit deiner Schrift ganz und gar nicht einverstanden. Kannst du denn nicht etwas leserlicher schreiben?“

„Kann ich schon“, meinte Anton, „aber dann schimpfen Sie wieder über meine Rechtschreibfehler!“

„Na, dann erkläre uns doch wenigstens den Unterschied zwischen Unglück und Unfall, denn über ein Unglück solltest du ja schreiben.“

Da überlegte Anton: „Also, wenn mein Zeugnis auf dem Heimweg in den matschigen Schnee fällt, dann ist das ein Unfall. Wenn es später wieder jemand aufhebt, dann ist es ein Unglück!“



Jetzt reichte es dem Lehrer endgültig. Entnervt schickte er die Schüler nach Hause. Der kleine Gustav kam auf dem Riedern Hof trotz tiefem Schnee bestens gelaunt an.

„Nanu“, wunderte sich die Mutter, „bist du aber heute gut gelaunt.“

„Klar doch“, sagte Gustav, „morgen haben wir schulfrei und können Schlitten fahren!“

„Wieso?“, fragte die Mutter. „Wer hat euch das gesagt?“

„Der Lehrer“, rief Gustav, „Am Ende der Deutschstunde hat er ganz deutlich gesagt: Für heute ist Schluss, morgen fahr ich fort!“

Ihr könnt euch denken, so lange hat es Lehrer Schmitt nicht in Schienen ausgehalten. Baldmöglichst ist er wieder ins Elsass gezogen, aber die Schienemer Schüler hat er zeitlebens nicht vergessen.



Schienen

Ist eine ehemals selbständige Gemeinde und heutiger Ortsteil der Gemeinde Öhningen. Das Bergdorf Schienen liegt an der Grenze zur Schweiz. Das Ortsbild wird geprägt durch die romanische Wallfahrtskirche und Bauernhäuser mit sichtbarem Fachwerk. Bemerkenswert ist die exponierte Lage Schienens auf dem Höhenzug des gleichnamigen Schienerbergs.

Die alten Klostergebäude in Schienen

Anfang des 9. Jahrhunderts wurde in Schienen beim Michaelskirchlein ein Benediktinerkloster gegründet. Die romanische Basilika wurde etwa 100 Jahre später erbaut. Alle anderen noch vorhandenen Klostergebäude stammen aus dem 16. Jahrhundert.

Die Anlage bestand zu der Zeit aus der Propstei (Wohngebäude der Mönche) mit dem dazugehörigen Waschhäuschen und der Zehntscheune. Hier lieferten früher die Lehenbauern den zehnten Teil ihres Jahresertrages an das Kloster ab.

Als sich die Klostergemeinschaft 1757 auflöste, wurden diese Gebäude dann einer neuen Nutzung zugeführt: In einem Teil der Zehntscheune wurde das Bürgermeisteramt eingerichtet und dazu ein großes Klassenzimmer für die Dorfschule. Im Erdgeschoss entstand ein Raum für die neue Spritzenpumpe der Feuerwehr, sowie eine Arrestzelle. Der restliche Teil wurde weiterhin als Scheune und Stall an andere Bauern im Dorf vermietet. Das alte Waschhäuschen wurde als Lagerraum für das Brennholz genutzt. Im großen Propsteigebäude entstanden zwei Wohnungen für die beiden Lehrkräfte, sowie eine Wohnung für den hiesigen Pfarrer mit dem dazugehörigen Pfarramt. Außerdem wurde im Erdgeschoss ein großes Klassenzimmer für die Dorfschule eingerichtet. Die Schienemer Dorfschule war somit auf zwei nebeneinander stehende Gebäude mit je einem großen Klassenzimmer verteilt.

Das Michaelskirchlein

1855 wurde das Michaelskirchlein, später Chäppele genannt, von der Familie Flügel erworben



Schienen in den 60er Jahren mit Alpenkette und Säntis. Gut sichtbar ist auch das Chäppele oberhalb der Wallfahrtskirche St. Genesius.



Die Frau vom Chäppele-Johannes mit zwei ihrer Kinder.



Der Chäppele-Johannes mit seiner Enkelin Rosemarie im Hausgarten.



Der Chäppele-Johannes wurde 1859 in dem umgebauten, uralten Kirchlein geboren. Hier ist er in reiferen Jahren mit seiner Frau Balbina abgebildet.



Der Chäppele Johannes zwischen seinem Säge- und Buschelbock. Er macht hier Holz und Reisig-Buschel für den Herd und den Kachelofen. Im Innern einer Buschel hat er Holzreisig eingebunden, außen herum hat er dann das dünn gespaltene Holz befestigt, welches die lang anhaltende Glut ergab.



Im Hof vom Chäppele-Johannes füttert ein Kind die Hühner.



Kühe ziehen den Heuwagen den steil ansteigenden Weg zum Chäppele hoch.

Worterkklärungen

Rauhnächte

Vom 25. Dezember bis zum 6. Januar jedes Jahres gibt es die zwölf so genannten Rauhnächte. Dies ist eine Zeit der Wintersonnwende, also des Wechsels, wo das Licht mit der Finsternis kämpft. Vielfältiges Brauchtum und Aberglaube rankt sich um diese Nächte. Die Rauhnächte, so sagt man, sind eine Zeit der Wiederkehr der Seelen und des Erscheinens von Geistern. Versunkene Schlösser und Schätze steigen empor, Zwerge kommen zu Besuch und Tiere können sprechen. Die Welt scheint verhext. Schon in vorchristlicher Zeit wurde die Wintersonnwende als Geburt der Sonne gefeiert und die alten Märchen und Sagen sind bis heute vereinzelt anzutreffen.

Räuchern

Der uralte Brauch des Räucherns, den die Germanen und die Kelten über Jahrhunderte zelebriert hatten, wurde von den Christen auch in unsere Zeit in deren Feiertage und religiösen Bräuche übernommen. Gerade in den heutigen schnelllebigen, aufgeklärten Zeiten des Internets suchen die Menschen wieder nach Hoffnung, Vertrauen und Zuversicht und besinnen sich mehr und mehr dieser uralten, naturverbindenden Traditionen. So sind in jüngster Zeit durch die Nachkommen des Chäppele-Johannes beim Chäppele zwei Kräutergärtchen angelegt worden, die diese alte Tradition wieder aufgreifen und erleben lassen. Für das Räuchern nimmt man ein feuerfestes Schüsselchen, setze darauf einige glühende Kohlen und lege getrocknete

Kräuter u.a. darauf. Plötzlich verwandelt sich ein Teil der getrockneten Kräuter auf der weiß glühenden Kohle in Raucher, der aufsteigt und ein würziger Duft die Nase hinaufkriechen lässt. Unsere Nase ist mit dem Stammhirn verbunden, dem ältesten Teil unseres Gehirns, der unsere Instinkte steuert. Unser Gehirn kann durch Düfte Erinnerungen und Gefühle abrufen.

Die Wintersonnwende

Am 21. Dezember ist die tiefste und längste Nacht des Jahres. Das Licht nimmt von nun an wieder stetig zu, mit jedem einzelnen Tag geht die Sonne ein wenig früher auf und ein wenig später unter.

Maria Himmelfahrt

Christlicher Feiertag am 15. August

Bild- und Literaturquellen

Zimmermann, J.: Über den Schienerberg und die Höri. Badische Heimat: Untersee. Jahresheft 1926

Möcking, Bernhard: Sagen und Schwänke vom Bodensee, Südkurierverlag

Marbe, Karl (1879): Die gnadenreiche Wallfahrt, Unsere liebe Frau von Schienen, Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau

Schierle, Beate (2018): Die Magie des Geru. In: Südkurier Nr. 300 29.12.2018, Wochenendbeilage S. 2

AN EINEM KACHELOFEN IN ÖHNINGEN



Heute war die Ofenchunscht so heiß, dass ich nicht länger als eine Minute still auf ihr sitzen konnte. Meine Großmutter, die abends immer mit ihrem Spinnrad am Ofen saß, hatte normalerweise für diesen Fall flache, selbstgenähte Kissen bereit gelegt, doch gerade heute wurden sie neu mit Kirschkernen der Kirschen gefüllt, die wir im Sommer direkt vom Kirschbaum gespuckt haben.

Deshalb machte ich es mir auf der hölzernen Ofenbank gemütlich und lauschte mit einem Ohr noch dem wunderlichen Märchen, das mir meine Großmutter erzählte und das mich bereits in den Traum begleitet hatte:

Es war einmal ein armes Mädchen, das lebte mit seiner Mutter in einem kleinen, windschiefen Häuschen am Rand von Öhningen, und sie hatten nichts mehr zu essen. Da ging das Kind hinaus ins Bühler Moos, wo ihr eine alte Frau begegnete. Diese kannte die Sorgen des Mädchens und schenkte ihm deshalb ein Töpfchen.

„Wenn du sagst *Töpfchen koche,* so kocht es guten Hirsebrei –
und wenn du sagst *Töpfchen steh,* so hört es wieder auf zu kochen“,

sagte sie fürsorglich und ging wieder tief ins Moos hinein.

Voller Freude brachte das Mädchen den Topf heim zu seiner Mutter. Und nun mussten sie nie mehr Armut und Hunger leiden. Sie aßen süßen Hirsebrei, so oft sie wollten.

Eines Tages ging das Mädchen den mühsamen Weg nach Wangen zu Fuß, was zur damaligen Zeit sehr lange dauerte. Als die Mutter schließlich Hunger bekam, befahl sie dem Töpfchen, süßen Brei zu kochen. Es kochte und kochte und als sich die Mutter satt gegessen hatte, kochte es immer noch. Leider hatte die Mutter das Zauberwort vergessen, um den Topf anzuhalten. Und so kochte das Töpfchen weiter und weiter.

Der Brei stieg über den Rand, füllte das ganze Haus und dann den ganzen Mühlenweg, dann die Höristraße und bald war ganz Öhningen in einem Berg von Hirsebrei verschwunden.

Endlich kam das Mädchen nach Hause und sagte: „Töpfchen steh!“ Sofort hörte der Topf auf, seinen Hirsebrei zu kochen, doch wer nach Öhningen hinein wollte, musste sich durch den Hirseberg essen.



Der Stoffel von Öhningen

Fährt man von Öhningen den Berg hinauf, kommt man nach Schienen und wenn man das Fahrrad nimmt, hat man ganz schön zu strampeln – aber es rentiert sich. Wenn am Untersee bereits früh im Herbst der Nebel durchzieht, ergattern die Äpfel in Schienen immer noch einige Sonnenstunden und bekommen ganz rote Backen. Die kräftigsten Apfelbäume haben die Schienemer und die prächtigsten Exemplare stehen auf der Streuobstwiese von den Wielands und beugen sich im Herbstwind. Die fette Erde dort riecht kräftig und würzig nach jedem Regen und die Schmetterlinge fliegen nirgends lieber als in ihrem Duft.

Die Wiesenblumen wachsen auf Wielands Wiesen rascher und farbiger als irgendwo, viele Vögel singen darum und die Regenwürmer krümmen sich. Die Birnen werden süß und schwer und die roten Äpfel leuchten wie Blut im Laub. Immer im Herbst senken sich die Äste voll reifer Äpfel. Und dies ist dann auch die Zeit, wo Stoffel aus Öhningen sich auf sein Fahrrad schwingt und sich mühsam nach Schienen hochstrampelt.

Wie immer hält er an Wielands Haus. Im Dorf nennt man die Wielands aber bis heute immer noch „S'George“, weil der Großvater Georg hieß.





Total abgekämpft lehnt Stoffel sein Fahrrad an den Gartenzaun und schleicht fröhlich pfeifend hinters Haus, wo alle drei Generationen der Großfamilie am Mosten sind. Jeder weiß genau was er zu tun hat und jeder Handgriff sitzt.

Großvater Georg sitzt auf seinem Bänkchen und freut sich riesig darüber, dass alles wieder so gut Hand in Hand funktioniert.

„Eines müsst ihr euch für immer einprägen und auch an eure Nachkommen so weiter geben: *Zäme hebe monder*“ – was soviel heißt wie, ihr müsst zusammenhalten.

„Nur gemeinsam seid ihr stark und könnt ganz Großes bewegen.“

Dieser Leitsatz wird bei Wielands bis heute noch so gelebt und umgesetzt.



Großvater Georg wusste aber auch immer viele Apfelsprüche:

„Ein Apfel am Morgen vertreibt Kummer und Sorgen.“

„Ein Apfel pro Tag, mit dem Doktor keine Plag.“

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“

„Verbotene Äpfel sind süß.“

„Der glänzendste Apfel beinhaltet den größten Wurm.“

„Beiß nicht gleich in jeden Apfel, er könnte sauer sein.“





Schließlich hatte Stoffel genug gehört. Er füllte seinen Korb mit Äpfeln voll und machte sich auf den Heimweg nach Öhningen. Doch Großvater Georg kannte auch viele witzige Geschichten und da er wusste, dass Stoffel manchmal unvorsichtig Fahrrad fährt, gab er ihm ein paar Verse mit für eine gute Heimfahrt mit.

Stoffel, aufgepasst!



Seht mir doch den dummen Stoffel!
Kommt daher in Saus und Braus,
Rennt wie toll den Berg hinunter,
Schaut nach rechts und links nicht aus!
Dummer Stoffel, o halt ein!
Wer wird solch ein Tolpatsch sein!



Doch der Stoffel, ganz benommen,
Hält nicht still und schaut nicht um,
Hat nur für das Rennspiel Augen.
Stoffel, du bist mehr als dumm!
Stoffel, Stoffel, o halt ein!
Wer wird solch ein Tolpatsch sein!

Hörst du nicht die roten Äpfel
Lustig kugeln hinterher?
Eh' du drunten bist im Tale,
Ist der Korb gewisslich leer!
Stoffel, Stoffel, o halt ein!
Wer wird solch ein Tolpatsch sein!



Endlich merkt's der dumme Stoffel!
Doch nun ist das Rad im Schuss!
Rechts und links die Äpfel tanzen,
Weiter fährt er, weil er muss!
Stoffel, dummer Stoffel du,
Wenn's denn sein muss – so fahr zu!



Die Mondfänger vom Untersee

Die Bevölkerung vom Fischerdorf Wangen am Untersee lebte in früheren Zeiten in bescheidenen Verhältnissen. Sollte der Bootssteg erneuert oder die Feldwege ausgebessert werden fehlte, so mancher Taler in der Dorfkasse. Daher trug es sich zu, dass eines Abends die Dorfältesten sich zur Beratung zurückzogen um über Ideen für neue Geldquellen zu beraten, doch das war gar nicht so einfach. Schließlich machten sie sich ohne Ergebnis auf den Nachhauseweg. Es war eine dunkle Nacht und der Himmel breitete sich wie ein schwarzes Tuch über den See aus. Nur eine leuchtende Kugel stand am Himmel. Dies war der Mond der sein ganzes Silber im Untersee verlor und dadurch silbern glänzte.



Einer der Dorfältesten hatte mit Blick auf den silberglänzenden See eine blendende Idee: „Warum sollen wir jahrelang sparen, wenn uns das Silber auf dem See entgegen schwimmt?“ „Ja warum eigentlich“, sprach der Nächste, „ist uns das Silber im See nicht früher aufgefallen?“ „Lasst uns mit dem Boot auf den See hinausfahren und das Silber abschöpfen.“ „Ich hätte da eine bessere Idee“ sprach der Erste. „Wir holen zu Hause ein Güllefass und die Schapfen und schöpfen das viele Silber in das Fass.“ Gesagt getan, sie schufteten die ganze Nacht, bis das Fass voll war. Bei der Verteilung der Reichtümer am anderen Morgen war aber nur *Wasser mit eme G'schmäckle* darin. Probiert haben es seither die Wangener nie mehr und deshalb spiegelt sich der Mond bis heute im Untersee.

Worterklärungen

Öhningen

Öhningen liegt nahe der schweizer Grenze am Untersee und ist die größte und bevölkerungsreichste Gemeinde auf der Höri. Das ehemalige Augustiner-Chorherrenstift ist das Wahrzeichen der Stadt. Während der Römerzeit und des Mittelalters war Öhningen strategisch und kirchlich eine bedeutende Kernlandschaft.

Wangen

Wangen ist ein Ortsteil der Gemeinde Öhningen und lockt durch ein umfangreiches Angebot an Wassersportarten und Erholungen viele Touristen an. Die Pfahlbauten-siedlung gehört seit 2011 dem UNESCO Weltkulturerbe an. Im Museum Fischerhaus können zudem Fossilfunde bestaunt werden.

Güllefass

Ein Güllefass ist ein landwirtschaftliches Gerät zur Ausbringung von Gülle. Soweit das Güllefass als Anhänger konstruiert ist, kann es von einem Traktor gezogen werden.

Schapfen

Gefäß mit langem Stiel zum Schöpfen

„mit eme G'schmäcke“

Etwas, das komisch schmeckt

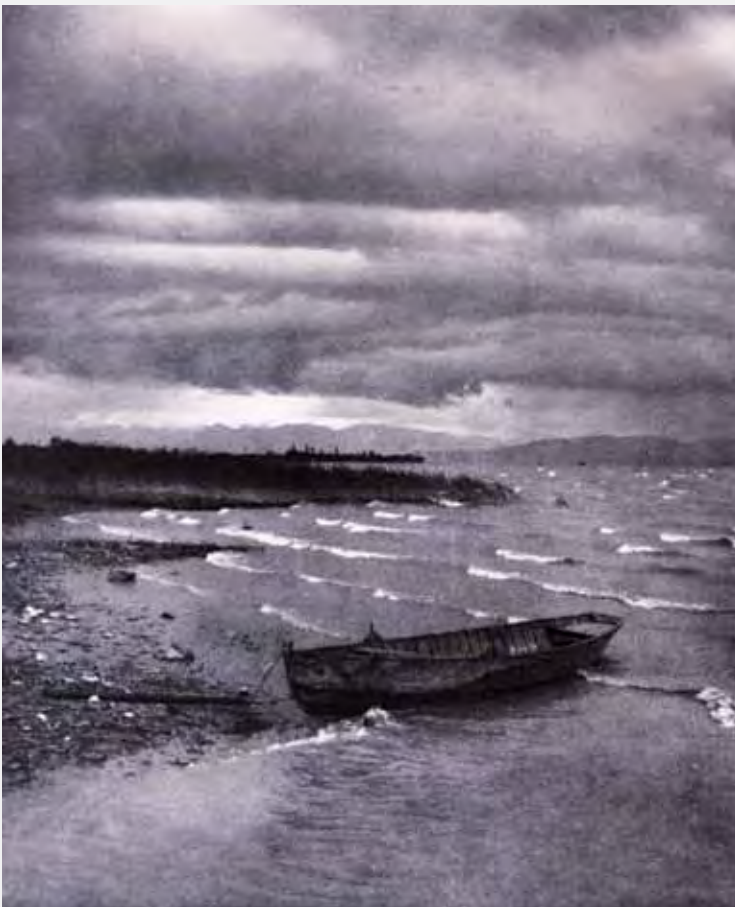
Bühler Moos

Ausgewiesenes Naturschutzgebiet im Nordosten der Gemeinde Öhningen





Bodenseelandschaften. Fotografien von Lotte Eckener



Literatur und Bildquellen

Die Geschichte „An einem Kachelofen in Öhningen“ wurde frei nacherzählt nach Grimm, Brüder: Kinder- und Hausmärchen an Stelle 103. Bis zur 2. Auflage, 1812

Die Fotos stammen von Lotte Eckener: *Lotte Eckener* (1906–1995) war eine deutsche Fotografin und Verlegerin. Sie wurde in Friedrichshafen als Tochter des berühmten Luftschiffbauererst Hugo Eckener geboren. Sie interessierte sich für Naturfotografie und beschäftigte sich insbesondere mit der Natur und Landschaft rund um den Bodensee.

AN EINEM KACHELOFEN IN HORN



An der Spitze der Halbinsel Höri liegt die Ortschaft Horn. Ganz oben, auf einer Anhöhe, steht die weiße Dorfkirche von Horn mit einem traumhaften Blick auf den ganzen Untersee und die Insel Reichenau. An manchen Tagen kann man von dort aus die schneebedeckten Alpen sehen.

Großherzog Friedrich I. von Baden soll einst neben der Kirche stehend gesagt haben:

„Wenn ich nicht Großherzog von Baden wäre, wollte ich Pfarrer von Horn sein.“

In der Tat, dem Pfarrer ging es gut. Er hatte nicht nur einen schönen Ausblick, sondern auch eine rührige Pfarrköchin, die ihm allerlei Köstlichkeiten zubereitete und an kalten Wintertagen den Kachelofen nie ausgehen ließ. Aber das Beste an ihr waren ihre Geschichten über Horn, Gundholzen, Gaienhofen, Hemmenhofen und Wangen.

Die rührige Pfarrköchin erzählte sie oft und so überzeugend, dass sie diese Geschichten zuletzt selbst glaubte, obwohl es nur alte, ausgedachte Klatsch- und Ammenmärchen waren.



Blick über den Untersee, bis zur Insel Reichenau (von einer Anhöhe bei Mammern, am Schweizer Ufer aus gesehen)



In Hemmenhofen brummts

Es gab Zeiten, da war das Geld so knapp, dass es kaum reichte, um sich und seine Angehörigen mit dem Lebensnotwendigsten zu versorgen. Da der Mensch – selbst in schlechten Zeiten – schon immer ungern auf Genussmittel verzichtete, stellte man aus der getrockneten, gerösteten und gemahlenen Zichoriewurzel Kaffee-Ersatz her, auch *Muckefuck* genannt. Früher war auf der Vorderen Höri die winterharte Zichorie das meistgehandelte Handelsgewächs. Ihre violett-blauen Blüten waren überall zu sehen. Die gute Qualität der Zichoriewurzel war damals bis in die Schweiz bekannt und wurde dort in Hemmenhofen auf dem Markt angeboten.

Doch mittlerweile hatte eine Bäuerin auf der Vorderen Höri nur noch ein kleines Beet voll bepflanzt und diese seit Herbst eingelagert. Mit einem Korb voll war sie nun während der Bittwoche im Mai unterwegs in das Haus des Kesselflickers in Hemmenhofen, wo sie alsbald die gute Stube betrat. Gegenüber, in der Werkstatt des Kesselflickers, lag alles kunterbunt, doch in geheimer Ordnung durcheinander: Walzen, Kannen, Kessel und viele Spulen, Nieten und Nägel.

Er war unermüdlich am Werk und ein wahrer Denker und Erfinder. Einmal hatte er sogar das *perpetuum mobile* erfunden – beinahe. Jahrelang hatte er daran gefeilt und geklopft: „Es geht dann gli“, hat er dazu gemurmelt und eine Prise aus der Schnupftabakdose genommen.

Doch heute hatte er frühzeitig seine Werkstatt verlassen, denn im Haus war der Quacksalber, der immer wieder mal der Hemmenhofer Bevölkerung seine Salben und Mittelchen andrehte und sie kosten ließ. Deshalb waren sie auch so gesund.





In diesen Tagen machten die Bewohner des Nachbarorts Gaienhofen für gewöhnlich eine Prozession in Richtung Hemmenhofen, wo sie stets mit Glockengeläut empfangen wurden. Nun schwirrten in jenen Maitagen einmal ganz viele Maikäfer in der Luft mit viel Gesumm und Gebrumm.

Die Hemmenhofer im Kesselflickerhaus dachten nun, sie würden die näherkommende und laut betende Prozession der Gaienhofener hören. Daraufhin schickten sie den Kesselflicker zum Kirchturm, der hastig mit den alten Glocken läutete, um sie zu begrüßen. Als nach minutenlangem Geläut von den Gaienhofenern immer noch nichts zu sehen war, wurden die Hemmenhofener stutzig und gingen der Sache auf den Grund.

Erstaunt und völlig verblüfft mussten sie feststellen, dass es sich bei dem Geräusch nicht um das vermutete Beten der Nachbarn gehandelt hatte, sondern viel mehr um das Brummen der Maikäferschwärme.



Verwirrt gingen sie zurück ins Kesselflickerhaus und waren sich sicher, dass ihnen der Quacksalber dieses Mal ein ganz wunderliches Gebräu serviert hatte.

Zwei Künstler in Gaienhofen

Von Künstlern und Dichtern entdeckt, gilt die Gemeinde Gaienhofen bis heute als Künstlerwinkel unverwechselbaren Motiven inspirieren.



So auch Gerold und Ludwig, zwei Gaienhofer Künstler. Sie teilten sich zusammen eine altersbraun getäfelte Dachkammer im „Deutschen Kaiser“, einem einfachen Gasthaus an der Hauptstraße. Die Kammer kostete zwanzig Pfennig am Tag, denn für mehr Komfort reichte das Geld nicht. Die Kammer war vollgestellt mit Farben und Pinseln und an dem kleinen Fenster standen zwei Staffeleien. Manchmal fiel ein Sonnenstrahl in die Kammer und ließ den Staub in der Luft aufglänzen wie Gold. Gerold zeichnete gerne die Welt der Wasserwesen, wie Fische und Wasservögel. Ludwig malte lieber Häuser und Landschaften entlang des Bodensees.

Ab und an steckten sich die beiden abends einen Stumpen an, tranken zwei Krüglein Bier und erzählten sich gegenseitig, was in Gaienhofen früher so vor sich ging.





Heute hatte Ludwig folgende Geschichte parat:

Einmal wollten die Gaienhofer Bauern ihrem Schultheiß das Haus ausbessern helfen. Sie fuhren mit einem leeren Wagen in den Wald und sammelten Baumstämme für den Dachstuhl des Hauses.

Wie sie nun einen Stamm aufgeladen hatten, sagte der Älteste zu ihnen:

„Trägt der Wagen das Holz, so trägt er auch ein zweites.“

Damit luden sie noch einen Stamm auf.

Da sagte ein anderer: „Trägt er zwei Stämme, so trägt er auch den dritten.“

So luden sie auch den dritten auf und danach noch einen vierten.

Nun war aber der Wagen so überladen, dass er beinahe umfiel und zerbrochen wäre.

Also luden sie wieder einen Stamm ab und sagten:

„Trägt er die vier Hölzer nicht, so trägt er auch drei nicht.“

Sie luden daraufhin noch einen Baumstamm ab und sprachen:

„Wenn der Wagen die drei nicht tragen kann, so trägt er auch den zweiten Stamm nicht.“

So fuhren sie fort, bis der ganze Wagen wieder abgeladen war.

Schlussendlich fuhren sie leer heim – und wenn der Schutheiß nach dieser Aktion Holz für sein Haus haben wollte, musste er schon selbst in den Wald fahren ...

Warum der Aal so aalglatt ist

Die Fische in Horn waren schon lange unzufrieden, dass keine Ordnung im Bodensee herrschte. Kein Fisch achtete auf den anderen und sie schwammen rechts in den Untersee und links in den Zellersee, wie es ihnen gerade einfiel. Wollten welche im Schwarm zusammenbleiben, schwammen andere wie wild zwischen denen durch. Versperrte einer den Weg des anderen, dann gab der Stärkere dem Schwächeren einen Schlag mit dem Schwanz. So durfte es nicht weitergehen.

„Wie schön wäre es, wenn wir einen König hätten, der Ordnung schafft!“, riefen sie und beschlossen, denjenigen als König anzuerkennen, der am schnellsten schwimmen konnte; denn sie wollten nur den zum Herrn haben, der schneller als alle anderen an Ort und Stelle ist, wenn es gilt, einen Streit zu schlichten oder Recht zu sprechen.

Sie stellten sich also am Ufer in Reihe und Glied auf, und der Hecht gab mit dem Schwanz das Startzeichen, worauf sie alle zusammen losschwammen, geradeaus auf die Insel Reichenau zu. Wie ein Pfeil schoss der Hecht los und mit ihm der Zander, der Wels, die Brachse, die Äsche, der Karpfen, das Rotaugen, ein Felchen und wie sie alle heißen. Auch der wendige Aal schwamm mit und hoffte wie alle anderen als erstes das Ziel zu erreichen. Auf einmal ertönte der Ruf: „Der Wels ist vorn.“

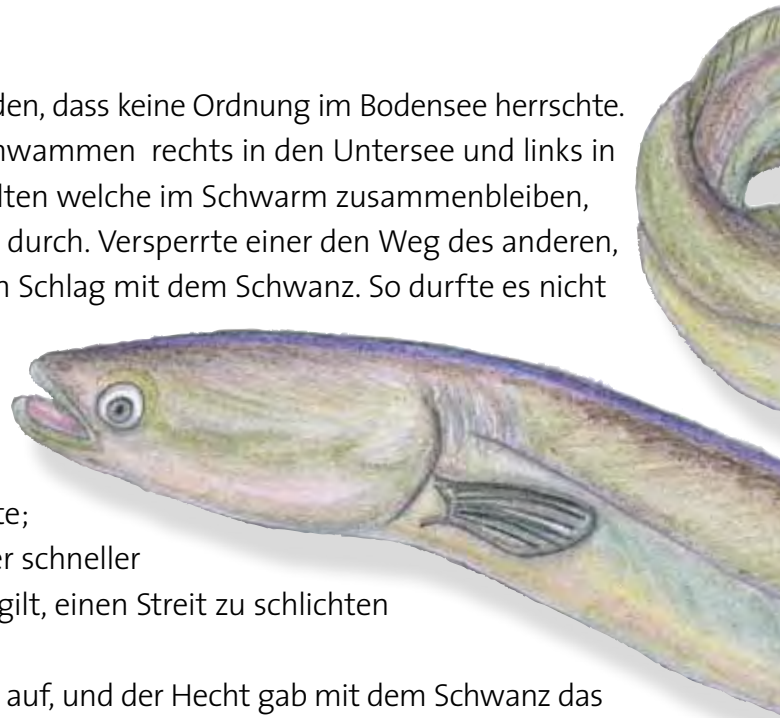
„Wer ist vorn?“ schrie der missgünstige Aal neidisch, der weit zurück lag, „wer ist vorn?“

„Jetzt hast du es doch gehört, der Wels“, war die Antwort.

„Was denn, der Wels mit dem breiten Maul?“ rief der durchtriebene Aal, „der hässliche Wels soll vorn sein?“

Und da er vor lauter Schimpfen nicht aufpasste, blieb er am Seegras hängen und schied beim Wettschwimmen aus.

Seit der Zeit ist der Aal zur Strafe für sein neidisches Geschwätz schlüpfrig, aalglatt und wandert unruhig und beschämt den Rhein rauf und runter!



Worum de Aal so aalglatt isch



D' Fisch z'Horn wared scho lang uzfriede, well ko Orning im Undersee gsi isch. Kon Fisch hät uf de ander glueged und sind alli durrenand gschwumme, die oene Zell zue, die andere de Rhii ab, wie's jedem iigfalle isch.

Die oene hond welle im Schwarm bliibe und die andere sind wie veruckt zwüsche dene duri gschwumme. Wenn oner im Weg war, denn hät ihm de Schtercher mit em Schwanz oni butzt. Des hät it so wietergoh dürfe.

„Mä sott halt än König ha, der für Orning sorged“, hond sie grüeft. Aber, des cha no der si, der wo am schnellste schwümme cha. Der mo nämlich zerscht do si, wenn oeme gschritte würd, zum schlichte. Alli hond sich am Schlössli in Reih und Glied ufgschtelld und de Hecht hät mit sim Schwanz s'Schtartzeiche gäe und alli sind mitenand losgeschwumme, graduus Riechenau zue. Wie en Pfiel isch de Hecht losgeschosse, mit em Zander, mit em Wels und em Braxmaa, ä Äsche, an Charpfe, ä Rotaug und en Felche und wie sie sunscht no alli hoeßed, wared au debei. Au de wendig Aal hät ghofft, da'ner de schnellste isch und König würd. Uf oemol hät on grüeft: „De Wels isch zforderscht.“

„Wer soll der erscht sie?“ rüeft de mißvegünstig Aal, der aber no wiet dehinder gsi isch.

„Wer isch zforderscht?“ rüeft er nomol. „He, du häsch es doch ghört, de Wels“, soet de Zander. „Wa de Wels, der mit dem broete Muul und em Schnauz? Der glitschig Sierch soll zforderscht si?“ hät der durchtriebe Aal grüeft. Und well der vu lauter schimpfe und muule it ufpasset hät, hät der sich im Seegras veheddered und isch uusgeschiede. Siet dem isch de Aal, zur Schtrof für sie neidisch Gschwätz schlüpfrig, aalglatt und windet sich siet dem urüebig de Rhii uf und ab.



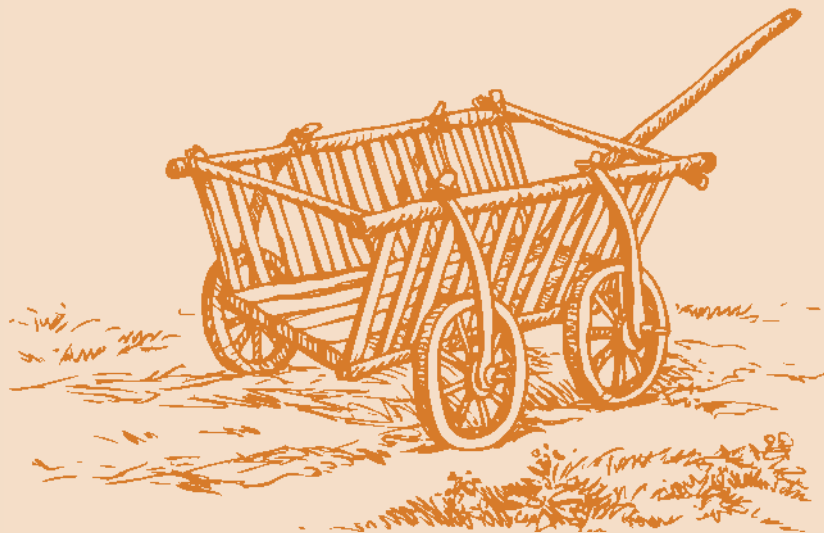
Der Gemüsedieb

Jahrhundertlang gab es im September die Zwiebel- und Büllemärkte in den Schweizer Städten Stein am Rhein, Schaffhausen und Rorschach am Obersee. Dahin verfrachteten die Höribauern mit Planwagen und auf Schiffen ihre Zwiebeln und brachten dafür Schweizer Franken nach Hause. Die Vordere Höri, wo Zwiebeln, Knoblauch, Rüben, Kohl und andere Gemüsearten in Mengen angebaut wurden, galt somit als reiche Gegend und wurde anerkennend Zwiebelhöri genannt.

Kein Wunder, dass zu damaliger Zeit die Zwiebelhöri beinahe auf allen Diebes- und Gaunerlisten zu finden war. Das Gesindel besuchte diesen gesegneten Landstrich jeden Sommer und jeden Herbst, um sich seinen Küchenbedarf und Mundvorrat ohne Willen der armen Leute von Moos, Iznang und Bankholzen zu verschaffen.

So kam es, dass eines Tages der Bauer Leopold von der Vorderen Höri und ein Gemüsedieb im kleinen Dörfchen Gundholzen aufeinandertrafen. Leopold war mit seinem Planwagen auf dem Heimweg vom Steiner Büllemarkt. Es dämmerte bereits und vorsichtig fuhr er über die großen Schlaglöcher des Weges. Traurig schaute Leopold vor sich hin. Dieses Mal hatte er nur einen schlechten Preis für seine Zwiebeln erhalten und kaum Einnahmen gehabt.

Zu allem Unglück krachte in Gundholzen noch eine Wagenachse und es blieb ihm nichts anderes übrig, als auf den nächsten Morgen zu warten. Somit übernachtete er in der Herberge des Dorfschneiders, die so überfüllt war, dass er seine Kammer mit einem anderen Gast teilen musste. Dieser Zimmerkollege war aber ein Gemüsedieb, der es darauf abgesehen hatte, dem Leopold im Schlaf die verdienten Schweizer Franken zu stehlen.



Doch Leopold musste gefühlt haben, dass dieser Fremde irgendetwas mit ihm vor hatte. Und deshalb machte er kein Auge zu. Der andere aber wartete und wartete, dass Leopold doch endlich einschlafe. Wie sie nun Stunde um Stunde wach nebeneinander lagen, sagte Leopold plötzlich:

„Du bist ein Dieb und hast es auf meinen Beutel mit den paar Schweizer Franken abgesehen und wartest vergeblich darauf, dass ich einschlafe. Ich mache dir einen Vorschlag: Du bekommst genau die Hälfte von meinem Geld, und dann können wir beide friedlich ausschlafen.“

Nun, der Dieb war doch erstaunt, als er das hörte. Und Leopold schüttete sein Geld auf die Bettdecke. Es war nicht viel, aber er teilte es.

Nun war endlich Ruhe und beide drehten sich um und schliefen in Frieden.

„Denn ein guter Schlaf“, dachte Leopold, „ist mir mehr wert als ein paar Ráppli.“



Worterklärungen

Horn

Die Ortschaft Horn liegt an der Spitze der Halbinsel Höri und ist umgeben von artenreichen Schutzgebieten. Die spätgotische Kirche und der Wasserturm Horn bieten beeindruckende Ausblicke über den ganzen Untersee, die Insel Reichenau und Konstanz bis zu den schneebedeckten Alpen.

Die einmalige Lage der Halbinsel Höri zog zahlreiche Künstler und Literaten auf der Suche nach Inspiration an. Waren es zu Beginn des 20. Jahrhunderts Schriftsteller wie Hermann Hesse und Ludwig Finckh, so wurde die Höri nach 1933 auch Zufluchtsort für verfolgte Künstler. So fanden zum Beispiel Walter Käsbach, Otto Dix, Helmut Macke, Erich Henckel und Max Ackermann, auf der Höri, nahe der Schweizer Grenze, eine neue Heimat.

Gaienhofen

Hermann Hesse war einer der ersten, der 1904 bis 1912 in Gaienhofen eine Heimat fand. Sein erstes Wohnhaus neben der Mauritiuskapelle gehört heute zum Hesse Museum Gaienhofen.

Hesses zweites Wohnhaus (1907–1912) befindet sich in Privatbesitz und ist im Rahmen von Führungen ebenfalls öffentlich zugänglich.

Hemmenhofen

Der bekannte Maler Otto Dix wirkte neben Hermann Hesse ebenfalls auf der „Höri“ und hinterließ einige Werke in seiner früheren „Werkstatt“, dem heutigen Museum Haus Dix in Hemmenhofen unter der Leitung des Kunstmuseums Stuttgart.

Bedeutend für Hemmenhofen war die 600 Jahre lange Zugehörigkeit zum Nonnenkloster Feldbach bei Steckborn am gegenüberliegenden Schweizer Ufer. Die alte Zehntscheuer mit der Weinpresse (Torkel) weist jetzt noch auf diese historische Verbindung hin.

Gundholzen

Ist das kleinste Höridorf mit Charme. Es verbirgt sich hinter ausgedehnten Obstanlagen. Hier wohnen noch viele Landwirte, die ihre Erträge am Straßenrand verkaufen. Oberhalb Gundholzen befindet sich der bekannte Aussichtspunkt Wasserturm, von dem aus man je nach Witterung bis zu den Alpen blicken kann.

Reichenau

Dies ist eine Gemeinde im Landkreis Konstanz in Baden-Württemberg. Sie umfasst die zum UNESCO-Welterbe zählende gleichnamige Insel und Flächen auf dem Festland.





Bild- und Literaturquellen

Das Märchen über Horn haben wir frei nacherzählt nach Grimm, Brüder: Die Scholle, Kinder- und Hausmärchen, 1840

Den Schwank über Gaienhofen haben wir frei nacherzählt nach den Gaienhofer Schildbürgereien: Möking, Bernhard: Sagen und Schwänke vom Bodensee, Südverlag Konstanz

Hey, Michael (Hrsg.): Meine schönsten Geschichten zur guten Nacht, Lingen Verlag Köln



Albert Anker (1831–1910)

Viele Bilder, die in diesem Buch enthalten sind, stammen vom Schweizer Künstler Albert Anker. Er war schon zu Lebzeiten ein beachteter Maler. Seine Grundausbildung genoss er in der renommierten Malschule des Schweizer Klassizisten Charles Gleyre (1806–1874) und an der École des Beaux-Arts in der Künstlermetropole Paris. Sein Auge schulte er nach Vorbildern der Antike und alter Meister im Louvre. In den 1860er-Jahren fand er zu seinem eigenen Stil. Ankers Bilder entstanden parallel zum Impressionismus. Die meisten seiner Bilder malte der Künstler in seinem Atelier in Ins, das heute noch mit seiner Ausstattung erhalten geblieben ist.

1901 erlitt der Maler einen Schlaganfall. In der Folgezeit und bis zu seinem Tod hielt er seine beliebten Motive mit unermüdlicher Schaffenskraft in gegen 600 Aquarellen fest. Er starb am 16. Juli 1910 in Ins, im Alter von 79 Jahren.

Gemälde von Alber Anker:

Umschlag	Großvater auf dem Ofentritt
Seite 3	Bei den Großeltern
Seite 7	Zwei schlafende Mädchen auf dem Ofentritt
Seite 14	Schreibendes Mädchen
Seite 15	Stubenecke mit Wäschekorb
Seite 30	Mädchen in Winterlandschaft
Seite 42	Betende im Beinhaus von Stans
Seite 46	Dorfschule
Seite 53	Die Großmutter am Spinnrad
Seite 54	Knabe beim Apfelessen
Seite 55	Großvater erzählt eine Geschichte
Seite 61	Die Großmutter
Seite 63	Der Quacksalber
Seite 64	Das Gespräch am Stammtisch
Seite 69	Bauer im Bett lesend
Seite 70	Kachelofen



Alle Bildrechte von wurden uns von alamy.com zur Verfügung gestellt.

